
UC-NRLF
B 4 078 807



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Kritische Beiträge zur Geschichte des Weltkrieges.

Französisch-englische Kritik des Weltkrieges

Von

Hermann v. Kuhl
General der Infanterie a. D.

Zweite Auflage.

Zugleich 4. Beiheft zum 105. Jahrgang des Militär-Wochenblattes
Herausgegeben von Gen. Lt. v. Altrock.

Berlin 1921 / Verlag von E. S. Mittler & Sohn

Vorwort.

Es war nicht möglich, die gesamte ausländische Literatur über den Weltkrieg zu berücksichtigen. Die zahlreichen Bücher, die in Zeitschriften und Zeitungen zerstreuten Aufsätze waren nicht alle zu beschaffen. Manches Wichtige wird mir entgangen sein. Aber das, was ich aus der französischen und englischen Literatur erlangen konnte, bietet immerhin einen wertvollen Beitrag zur Beurteilung der Ereignisse im Weltkriege und regt zum Nachdenken an.

Der große Gang der Begebenheiten wird als bekannt vorausgesetzt.

Auf die Beigabe von Karten ist verzichtet worden. Es muß auf die Karten der Werke der Generale v. Falkenhayn („Die Oberste Heeresleitung in ihren wichtigsten Entschließungen 1914—1916") und Ludendorff („Meine Kriegserinnerungen 1914—1918"), beide im Verlag E. S. Mittler & Sohn erschienen, verwiesen werden.

Für Hinweise auf weitere ausländische Veröffentlichungen wäre ich dankbar.

Berlin-Steglitz, Februar 1921.
Breite Straße 36.

v. Kuhl.



Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 3
Einleitung 5
Die Rüstungen 6
1914 7
1915 14
1916 17
1917 26
1918 38
Schluß 65

Einleitung.

Das militärische Interesse am Weltkriege schien eine Zeitlang zu schwinden. Eine neue Weltanschauung wollte sich Bahn brechen, ein neues Zeitalter ohne Kriege sollte uns bevorstehen. Der wirtschaftliche und soziale Aufbau Deutschlands war unsere dringlichste Aufgabe. Man hatte besseres zu tun, als kriegsgeschichtliche Betrachtungen über Ereignisse anzustellen, die nun einmal geschehen und nicht mehr zu ändern waren. Es hieß, man müsse vorwärts statt rückwärts blicken.

Wer aber für die Zukunft Sorge tragen will, muß die Gegenwart verstehen und ihre Entwicklung aus der Vergangenheit ableiten. Von diesem Gesichtspunkte aus ist eine kritische Betrachtung unserer gesamten Kriegführung im Weltkriege nicht nur vom rein militärischen Standpunkt aus, sondern auch in bezug auf die wirtschaftlichen Fragen und die innere und äußere Politik notwendig. Wir wollen aus unseren Fehlern lernen. Wir werden dabei aber auch erkennen, daß wir es nicht nur mit Fehlern zu tun haben. Dadurch, daß wir den Krieg verloren haben, dürfen wir uns den Blick nicht trüben lassen. Wir neigen dazu, uns selbst zu bezichtigen und bei uns nur Mißgriffe, beim Feinde alles in glänzender Beleuchtung zu sehen. Der uns Deutschen anhaftende Parteistandpunkt verhindert uns, dem politisch anders Denkenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt das Charakterbild mancher unserer im Weltkrieg führenden Männer in der öffentlichen Beurteilung. Ein unparteiisches Studium des Weltkrieges wird die ungeheure Leistung Deutschlands erkennen lassen und erweisen, daß auch in der engeren, rein militärischen Beziehung wir uns an den Großtaten unseres Heeres erbauen und aus ihnen die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ableiten können. Ein Volk, das so ungeheures vollbracht hat, wird auch die Kraft zum Aufstieg wiederfinden.

Eine auch nur annähernd erschöpfende Beurteilung des Weltkrieges ist zur Zeit noch nicht möglich. Über viele wichtige Fragen ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Klarheit und Wahrheit dringen erst allmählich durch. Eine „Kritik des Weltkrieges" kann daher hier gar nicht versucht werden. Nur ein Beitrag dazu soll geliefert werden, der Gegner soll zu Worte kommen. Die Veröffentlichungen unserer Gegner sind zwar noch unzureichend, bieten aber doch neuerdings sehr viel in-

teressantes Material, sowohl durch Erörterung der Ziele, Absichten und Maßnahmen der feindlichen Kriegführung, wie auch durch die Kritik unserer Heerführung. Was in der französischen und englischen Literatur in dieser Beziehung beachtenswert ist und zu erreichen war, soll nachstehend kurz zusammengestellt und kritisch beleuchtet werden. Ich beschränke mich dabei auf die rein militärischen Fragen. Manche Begebenheiten des Krieges werden dadurch in neuem Lichte erscheinen. Wir werden erkennen, daß wir wiederholt nahe daran waren, den Sieg zu erringen und nichts Unmögliches versucht haben, als wir 1914 ins Feld zogen.

Der Seekrieg einschließlich des U-Bootkrieges und die Politik sind außer Betracht gelassen.

Die Rüstungen.

Die größte und irrigste Selbstbezichtigung, die wir begangen haben, ist die des „Militarismus". Durch ununterbrochene Wiederholung dieses Schlagwortes haben die Gegner es fertig gebracht, daß wir schließlich selbst an die Gefährlichkeit unseres Militarismus geglaubt haben. Parteibestrebungen, die in einem starken Heer das größte Hindernis für die Durchführung ihrer politischen Ziele erblickten, griffen das Schlagwort auf; liefen Sturm gegen das Heer und glaubten durch dessen Zertrümmerung und durch den politischen Umsturz beim Abschluß des Krieges den Wünschen des Gegners entgegenzukommen und günstigere Bedingungen zu erreichen. Wie sehr sie sich geirrt haben, braucht nicht mehr erwiesen zu werden. Der „Militarismus" war vor dem Kriege auf seiten unserer Gegner und ist es nach dem Kriege erst recht.

Daß wir von militärischer oder politischer Seite zum Kriege getrieben hätten, ist durch die veröffentlichten Druckschriften des Generalstabes und die politischen Dokumente längst widerlegt. Ebenso ist erwiesen, daß wir gegenüber den ungeheuren Rüstungen unserer Gegner unsere Wehrkraft nicht ausreichend angespannt haben. In Frankreich gelang es dadurch, daß rücksichtslos jeder irgend Taugliche zu dreijähriger Dienstzeit eingestellt wurde, eine Friedensstärke zu erreichen, die bei Kriegsbeginn 883 500 Mann betrug. Bei einer um 25 Millionen geringeren Bevölkerung stellte Frankreich mehr Mannschaften ins Feld als Deutschland. Noch weit erstaunlicher waren die Rüstungen Rußlands. Die Friedensstärke erreichte hier im Sommer 1914 die Zahl von 1½ Millionen. Die deutsche Friedensstärke betrug im Sommer 1914 761 000 Mann. Eine Gegenüberstellung der Kriegsstärken zu Beginn des Krieges ergibt die erdrückende Über-

legenheit unserer Gegner mit rund 6 200 000 Mann Feldtruppen gegenüber Deutschland und Österreich-Ungarn mit rund 3 500 00 Mann.

Es wäre uns ein leichtes gewesen, unsere Kriegsrüstung zu steigern. Tausende von Wehrpflichtigen wurden alljährlich nicht eingestellt. Uns fehlte ein Mann wie Roon, der die Forderung der Zeit erkannt und durchgesetzt hätte. Das wäre der richtige Militarismus gewesen. Daß es kein wünschenswerter Zustand gewesen wäre, auf die Dauer eine solche Rüstung zu tragen, ist zuzugeben. Um einen Dauerzustand handelte es sich aber nicht. Die Einkreisung Deutschlands war fertig, der Krieg stand vor der Tür. Die gewaltsame Lösung der Spannung mußte in kurzer Zeit kommen. Die Belastung, die sich Frankreich durch die ausnahmslose dreijährige Dienstzeit auferlegt hatte, war so groß, daß sie auf längere Zeit nicht zu ertragen war. Sie war nur auf den bevorstehenden Krieg mit Deutschland berechnet. „Innerhalb von zwei Jahren wird man auf die dreijährige Dienstzeit verzichten oder Krieg führen müssen", berichtete 1914 der belgische Gesandte in Paris an seine Regierung.

Heute ist der angebliche „Militarismus" bei uns beseitigt, Deutschland ist wehrlos. Unsere bisherigen Gegner aber denken nicht an Abrüstung, der Völkerbund hat in Genf völlig versagt. Frankreich hat mit Belgien einen militärischen Vertrag geschlossen, dessen Festsetzungen es sich hütet zu veröffentlichen.

Immer wieder muß man auf diese Tatsachen hinweisen, um dem Deutschen die Augen über das Schlagwort „Militarismus" zu öffnen.

1914.

Der deutsche Feldzugsplan beruhte bekanntlich auf der Absicht, mit den Hauptkräften im Westen gegen Frankreich möglichst bald eine Entscheidung herbeizuführen, um dann die entbehrlichen Truppen auf den östlichen Kriegsschauplatz zu befördern. Hier sollte solange der Krieg gegen die Russen mit schwachen Kräften hinhaltend geführt werden. Man hat dem Generalstabe zum Vorwurf gemacht, daß er nicht mit einer so langen Dauer des Krieges, wie sie in Wirklichkeit eintrat, gerechnet habe. Denselben Vorwurf kann man auch dem französischen Generalstabe machen. Auch dieser hatte an einen kurzen Krieg geglaubt, wie in dem Bericht der Kommission bezeugt wird, die die Gründe für den Verlust von Briey zu untersuchen hatte. Auch General Mangin („Comment finit la guerre" in der „Revue des deux mondes", April bis Juni 1920) bestätigt, daß man mit einem Bewegungskrieg von kurzer Dauer gerechnet habe. Marschall

Foch hat ebenfalls vor dem Kriege in seinem Buche „Les principes de la guerre" die Ansicht vertreten, daß der zukünftige Krieg nicht von längerer Dauer sein könne. Allgemein war man in Frankreich der Überzeugung, daß die erste große Schlacht entscheidend sei. Sir George Arthur bezeugt in seiner Lebensbeschreibung Kitcheners, daß man auch in England ziemlich sorglos in den Krieg gegangen sei, ohne sich über seine Dauer Gedanken zu machen.

Im Westen lag dem deutschen Aufmarsch gegen Frankreich die Absicht zugrunde, mit den Hauptkräften durch Belgien und Luxemburg nach Frankreich vorzugehen und unter Festhaltung des Drehpunktes Metz—Diedenhofen allmählich links zu schwenken. Der rechte Flügel sollte nach den Absichten des Grafen Schlieffen dabei so weit nach rechts ausholen, daß jede französische Aufstellung umfaßt und der Gegner möglichst nach Osten gegen die französischen Moselfestungen gedrängt würde. In Lothringen sollten schwache Kräfte unterdessen die linke Heeresflanke decken. Bekanntlich trat unter dem Nachfolger des Grafen Schlieffen, dem Generaloberst v. Moltke, eine Änderung insofern ein, als der linke Flügel in Lothringen in Erwartung eines starken französischen Angriffs verstärkt wurde. Der rechte Heeresflügel war infolgedessen für seine Aufgabe nicht stark genug und wurde zudem durch Abgaben nach dem Osten im Verlaufe der Operationen weiter geschwächt. Der ganze Marnefeldzug krankte hieran. Zwar gelang es uns in den großen Augustschlachten in Lothringen, bei Longwy, Neufchâteau, Namur und Mons die Franzosen und Engländer zu schlagen, nicht aber sie zu vernichten und nach Osten abzudrängen. General Joffre führte das französische Heer zwischen Verdun und Paris zurück und ging zum Angriff über, als wir mit dem rechten Flügel an Paris vorbei links einschwenken wollten. Die gewaltige Marneschlacht zwischen Paris und Verdun am 5. bis 9. September führte zu unserem Rückzug.

General Mangin findet den Schlieffenschen Plan ausgezeichnet, er sei aber schlecht ausgeführt worden. Der englische General Maurice („Forty Days in 1914") sagt: „Der deutsche Feldzugsplan war in seinem Entwurf kühn, einfach und auf das sorgfältigste Studium des Krieges begründet. Wäre er auf dem Schlachtfelde mit demselben Geschick durchgeführt worden, mit dem er in den Arbeitszimmern des Generalstabes aufgestellt worden war, so hätte er die vollständige Vernichtung der fünf englischen Divisionen, den Fall von Paris und den Verlust von Nordfrankreich zur Folge gehabt." Auch Blood („Strategical Retrospect" in „Quarterly Review" April 1920) erklärt den deutschen Operationsplan, abgesehen von ethischen und politischen Gesichtspunkten, für den zweifellos besten. Der Vormarsch durch Belgien habe den sichersten und größten Erfolg versprochen. Nach Ansicht von

Perris („The Battle of the Marne") war der deutsche Feldzugsplan ebenso einfach wie großartig. Er sei der einzige Plan gewesen, mit dem Deutschland einen Angriffskrieg erfolgreich durchführen zu können glaubte. Ein Durchbruch durch die befestigte französische Nordostfront habe keine schnelle Entscheidung bringen können. Daher sei die Umfassung von Norden her nötig gewesen. Um einen solchen entscheidenden Schlag zu führen, sei die deutsche Armee durchaus geeignet gewesen.

Demgegenüber wird der französische Aufmarsch und Operationsplan von unseren Gegnern fast durchweg absprechend beurteilt. Die Franzosen marschierten in einer Linie zwischen Belfort und Mézières auf, zwei Armeen zwischen Belfort und Toul, drei Armeen nördlich Toul über Verdun bis in die Gegend von Mézières. Sobald der Aufmarsch beendet war, sollte die Offensive auf der ganzen Linie ergriffen werden. Die beiden Armeen des rechten Heeresflügels traten zuerst gegen Elsaß-Lothringen an und wurden in der großen Schlacht in Lothringen am 20. bis 22. August geschlagen, die Mitte und der linke Heeresflügel sowie die Engländer erlitten unmittelbar danach bei Longwy, Neufchâteau, Namur und Mons schwere Niederlagen. Joffre hatte nicht erwartet, daß wir mit so starken Kräften auf unserem rechten Flügel so weit nördlich ausholen würden, wie es tatsächlich geschah. Der linke französische Heeresflügel wurde von einer Umfassung bedroht und konnte sich nur durch eiligen Rückzug vor der Vernichtung retten. Es blieb dem französischen Oberbefehlshaber nichts anderes übrig, als das geschlagene Heer auf der ganzen Linie zurückzuführen.

Joffre mußte der Regierung melden, daß die Offensive gescheitert sei: „Unsere Armeekorps haben trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit, die wir besaßen, im freien Felde nicht die offensiven Eigenschaften gezeigt, die wir nach den anfänglichen Teilerfolgen erwartet hatten. Wir sind daher zur Defensive gezwungen." Die Überlegenheit unserer Truppe wird durch das Zeugnis des Gegners anerkannt.

Gegen den französischen Führer richteten sich scharfe Anklagen. Der Aufmarsch sei auf dem rechten Flügel zu stark und nicht weit genug nach links ausgedehnt gewesen. Man habe die deutschen Kräfte unterschätzt und angenommen, daß sie nicht stark genug seien, um mit beträchtlichen Truppen nördlich der Maas vorzugehen. Daß die deutschen Reservekorps in erster Linie verwendet werden könnten, habe man nicht geglaubt. Wenn die Deutschen trotzdem ihren rechten Flügel bis nördlich der Maas ausdehnten, so begingen sie einen Fehler und zersplitterten ihre Kräfte. Manche hätten sogar, wie Mangin berichtet, dies für erwünscht gehalten, weil dann der Angriff des rechten französischen Flügels in Lothringen um so größere

Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Hanotaux, ein eifriger Anhänger Joffres, nimmt in dieser Frage zu seinen Gunsten Stellung („Nos grands chefs" in „Revue des deux mondes" vom 1. September 1920). Der rechte französische Flügel sei nicht zu stark gewesen, da ihm die 6. und 7. deutsche Armee gegenübergestanden hätten, im ganzen 10 Korps (tatsächlich 8) stark. Hanotaux hat hierbei wohl Festungsdivisionen oder Ersatzdivisionen mitgerechnet. Diesen starken linken deutschen Flügel hätten die französische 1. und 2. Armee in Elsaß-Lothringen festgehalten und an einem Durchbruch über die Mosel zwischen Epinal und Toul verhindert. Die Deutschen hätten mit ihrem rechten Flügel infolgedessen nicht weit genug durch Belgien ausholen können und vorzeitig links einschwenken müssen. So habe der starke Widerstand des rechten französischen Flügels an der Mosel den Sieg an der Marne ermöglicht und Frankreich gerettet, er sei die Hauptursache dafür geworden, daß die Deutschen den Krieg verloren haben. Der Gedanke ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Daß eine solche Wirkung eintrat, ist aber weniger ein Verdienst des französischen Aufmarsches, als die Folge unseres Fehlers. Unser linker Flügel war von vornherein zu stark. Wir ließen uns dadurch zu dem mißglückten Versuch verleiten, mit ihm über die obere Mosel durchzubrechen. Die hier brachliegenden Kräfte fehlten uns in der Marneschlacht.

Hanotaux verteidigt Joffre auch gegen den Vorwurf, daß er die Reservedivisionen nicht wie die deutschen Reservekorps von vornherein in vorderster Linie verwendet habe. Sie seien aus älteren Mannschaften zusammengesetzt gewesen als die deutschen Reserveformationen. In Deutschland habe man über genügend Mannschaften verfügt, um nach Ergänzung der aktiven Korps die Reservekorps aus verhältnismäßig jungen Mannschaften aufzustellen.

Fast allgemein wird in Frankreich die dem Operationsplan zugrunde liegende Absicht der sofort beginnenden, allgemeinen Offensive ohne bestimmtes Ziel verurteilt. Nachdem die Neigung zur Defensive 1870 sich so außerordentlich nachteilig erwiesen habe, sei man in das Gegenteil verfallen. Die gesamte militärische Theorie, der Generalstab, alle Vorschriften, sagt Mangin, schwärmten für die Offensive à outrance. Hiergegen wendet wiederum Hanotaux ein, daß in der Offensive die Eigenschaften der französischen Rasse am besten zur Geltung kämen, und daß die Franzosen bei einer Defensive im August 1914 vielleicht noch eine schlimmere Niederlage erlitten hätten, Immerhin ein schwacher Trost.

Auch von englischer Seite wird der französische Operationsplan verurteilt. Perris (a. a. O.) sagt, er habe auf falschen Annahmen beruht. Der französische Generalstab habe die Stärke des deutschen Heeres unterschätzt

und nicht daran geglaubt, daß nördlich der Maas eine Gefahr drohe. Man sei der Ansicht gewesen, daß eine schnelle Offensive den deutschen Angriff wirkungslos machen werde. Statt dessen sei es besser gewesen, die Entscheidung so lange hinzuhalten, bis Rußland bereit war und England weitere Verstärkungen heranbringen konnte. Hinter der starken Maasfront hätte Frankreich in abwartender Haltung sich bereitstellen sollen. Auch der französische General Malleterre neigt dieser Ansicht zu.

Hiergegen läßt sich wohl sagen, daß ein Ausweichen vor der Entscheidung angesichts unseres reißend schnellen Vormarsches zu einem schnellen Preisgeben Nordfrankreichs und wohl auch der Hauptstadt geführt hätte. Auf Grund der tatsächlichen Begebenheiten läßt sich nachträglich wohl behaupten, daß am besten eine defensive Aufstellung des schwächeren rechten französischen Flügels hinter der befestigten Mosel- und Maasfront und die Bereitstellung eines starken, weit links heraus gestaffelten linken Flügels zum Gegenangriff gewesen wäre. Freilich waren die Franzosen keineswegs unbedingt sicher darüber, wo der deutsche Hauptangriff zu erwarten war. Das ist nun einmal der Nachteil jeder abwartenden Haltung.

Nachdem nun aber einmal Anfang August der französische Aufmarsch in der beabsichtigten ungünstigen Linie begonnen hatte, entstand die Frage, was geschehen sollte, als man an dem deutschen Angriff auf Lüttich die Absicht eines nördlich der Maas ausholenden Angriffs erkannte. Reginald Kann („Conduite de la guerre sur le front occidental" in „Revue de Paris" 1919) ist der Ansicht, daß Joffre einen Fehler beging, als er daraufhin die ohnehin zu breite Aufstellung durch eine Linksschiebung noch weiter auseinanderzog und an dem Gedanken einer Offensive auf der ganzen Front ohne einen klaren Plan festhielt. Er hätte sich auf dem rechten Flügel auf die Verteidigung beschränken und alle dort entbehrlichen Kräfte auf den linken Flügel ziehen müssen, um sie auf dem linken Maasufer zu einem weit ausholenden Angriff anzusetzen. Vierzehn Tage hätten hierzu zur Verfügung gestanden. Man kann Reginald Kann hierin beitreten, wenn es auch zweifelhaft ist, ob die Bewegung rechtzeitig ausgeführt werden konnte.

Man suchte natürlich in Frankreich außer dem fehlerhaften Aufmarsch die Ursachen der Niederlage auch auf anderem Gebiete. Die Ausbildung der Truppe sei ungenügend gewesen, man habe zu wenig Maschinengewehre und schwere Artillerie gehabt. Die Überlegenheit des Feldgeschützes sei bei der Vorbereitung der Angriffe nicht genügend ausgenützt worden. Vor allem hätten viele Führer versagt. Hier trat eine gründliche Abhilfe ein. de Thomasson („Le revers de 1914") berichtet, daß im August 1914 zwei Armeeführer, sieben Kommandierende Generale, zwanzig Divisions-

generale und vier Führer von Kavalleriedivisionen, im ganzen 33 Generale abgesetzt wurden.

Der lange Rückzug des französischen Heeres nach der schweren Niederlage bis hinter die Marne hatte die nachteiligsten Folgen für die Truppe. Ich habe diese Ereignisse und ihre Wirkungen an anderer Stelle („Der Marnefeldzug 1914", Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn) eingehend dargelegt und wiederhole hier nur das Wichtigste daraus. In der Linie Verdun—Peronne—Amiens, Halt zu machen, wie Joffre geplant hatte, gelang nicht. Die bei Amiens sich bildende neue 6. Armee wurde auseinandergesprengt. Der Gegenstoß der 5. Armee bei St. Quentin endete mit ihrer Niederlage. Der Rückzug gab den nordöstlichen Teil Frankreichs preis, dessen Verlust für Frankreich die schwersten Folgen hatte. Paris war ohne genügenden Schutz, die Regierung begab sich nach Bordeaux. Die Niederlagen aller Armeen lasteten schwer auf der Truppe. Man dachte an die Ereignisse von 1870. Eine ausgesprochene Entmutigung machte sich in einzelnen Armeekorps bemerkbar, wie Palat („La grande guerre sur le front occidentale") bezeugt. Die Wirkung des Rückzugs steigerte sich in seinem Verlauf. „Wäre die Schlacht an der Marne verloren worden, so wäre alles einen Monat nach Eröffnung der Feindseligkeiten verspielt gewesen. Jedes Wiederaufrichten wäre unmöglich geworden" (Le Gros, „La genèse de la bataille de la Marne"). Besonders die 5. Armee geriet in eine bedenkliche Verfassung. Eine ganze Division ging Anfang September an der Marne zurück, weil sie auf große Entfernung vom Feinde mit schweren Feldhaubitzen beschossen wurde. Der Führer der Armee, General Lanrezac, entwirft folgende Schilderung von ihrem Zustand kurz vor der Marneschlacht: „Um der drohenden Umfassung zu entgehen, war die Armee vom 1. bis 5. September Tag und Nacht marschiert. Zahlreiche Soldaten verließen die Fahne unter dem Vorgeben, von ihrem Truppenteil abgekommen oder krank zu sein. Allmählich gewannen sie einen Vorsprung vor den marschierenden Kolonnen, trieben sich in kleinen Gruppen plündernd umher und setzten die Bevölkerung durch ihre Schilderungen von den Ereignissen in Schrecken. Unter den Trains wuchs die Unordnung. Sie versperrten den Truppen den Weg, so daß diese nicht vorwärts kamen und Tag und Nacht auf den Beinen waren. Die Erschöpfung stieg bis zum äußersten Grade."

Auch auf die englische Armee übte der ständige Rückzug eine niederdrückende Wirkung aus. Wie tief die Stimmung gesunken war, geht daraus hervor, daß bei einer Besprechung des englischen Oberbefehlshabers mit seinen Generalen am 29. August der Kommandierende General des II. Armeekorps, Smith-Dorrien, die Ansicht äußerte, es bliebe nichts

anderes übrig, als auf die Basis zurückzugehen, die Truppen wieder einzuschiffen und nach Hause zurückzukehren. Am folgenden Tage schrieb Marschall French aus Compiègne an Lord Kitchener: „Ich kann nicht sagen, daß ich dem weiteren Verlaufe des Feldzuges in Frankreich hoffnungsvoll entgegensehe. Mein Zutrauen zu der Fähigkeit der französischen Führer, diesen Feldzug zu einem glücklichen Ende zu führen, schwindet schnell dahin.“ French hatte die feste Absicht, sich aus der französischen Frontlinie heraus hinter die Seine zurückzuziehen. Nur durch das persönliche Eingreifen Kitcheners, der aus London nach Paris herbeieilte, konnte French zum Standhalten bewogen werden.

Joffre selbst war Anfang September entschlossen, hinter die Seine zurückzugehen. Es wird in Frankreich behauptet, er habe nur noch an die Verteidigung hinter Seine und Aube und an Zeitgewinn gedacht, bis die Erfolge der Russen ihre Wirkung ausüben würden. Falls dies noch länger auf sich warten ließe, soll er sogar den weiteren Rückzug bis in die Linie Morvan—Dijon—Besançon geplant haben. Der Gouverneur von Paris, General Gallieni, ist derjenige gewesen, der den günstigen Augenblick zum Angriff erspäht und Joffre bewogen hat, die Schlacht an der Marne zu unternehmen.

Der Ausgang dieser Schlacht war für uns ungünstig, das deutsche Heer ging zurück. Es war die beste Armee, die Deutschland je gehabt hat. „Diese Armee von 1914! Sie war ein herrliches Werkzeug. Niemals hat Deutschland danach wieder eine solche stahlharte Armee gehabt.“ So äußerte sich Marschall Foch im September 1920 gegenüber dem Berichterstatter einer Pariser Zeitung. Auch Mangin zollt der deutschen Armee volle Anerkennung, sie habe sich tapfer geschlagen und sei ein furchtbares Werkzeug gewesen.

Es begann das „Rennen nach dem Meer“. Wichtig ist die Mitteilung Mangins, daß Anfang Oktober die Lage bei unseren Gegnern sehr ernst war. Bereits war der Rückzug hinter die Somme geplant, der uns die Kanalküste bis zur Sommemündung ausgeliefert hätte. Das wäre von den schwersten Folgen begleitet gewesen. Doch sei es gelungen die Krisis zu überwinden. Nach Puaux („Foch. Sa vie. Sa doctrine. Son oeuvre“. Paris 1918) ist French Ende Oktober nur durch das Eingreifen Fochs davon abgehalten worden, bei Ypern zurückzugehen. French soll darauf hingewiesen haben, daß seine Truppen völlig erschöpft seien, und daß nichts übrig bliebe, als sich töten zu lassen. „Nein, Herr Marschall“, soll Foch erwidert haben, „zuerst muß gehalten werden. Danach erst können wir sterben.“ Puaux fügt hinzu: „Wenn wir Calais und Dünkirchen verloren hätten, wenn Deutschland daraus eine Basis für

seine U-Boote hätte machen können: man zittert bei dem Gedanken, was daraus geworden wäre."

Die Kanalküste war tatsächlich die Stelle, wo England am meisten verwundbar war. „Der schwerste Fehler Deutschlands war die Versäumnis, die Kanalhäfen zu besetzen", sagte Marschall French am 14. Mai 1920 in einer Rede in der Guildhall („Times" vom 18. Mai 1920). Aus zahlreichen englischen Äußerungen geht hervor, daß die englische Seekriegführung aufs schwerste beeinträchtigt worden wäre, wenn wir uns in den Besitz der Kanalküste gesetzt hätten. In einer Besprechung des ersten Bandes der englischen Seekriegsgeschichte („The Quarterly Review", Juli 1920) sagt der Engländer Pollard: „Napoleon würde uns geschlagen haben, wenn er die Seeherrschaft besessen hätte. Aber vor hundert Jahren hätten wir nicht einen so augenblicklichen Zusammenbruch erlitten, wie er über uns gekommen wäre, wenn die Deutschen unsere Große Flotte besiegt oder eine zeitweilige Herrschaft über den Atlantischen Ozean errungen hätten. Nicht so sehr der Suezkanal, als der nordatlantische Handelsweg bildet den Angelpunkt des britischen Weltreiches. Ein halbes Dutzend deutscher Kreuzer, die auf ihm freie Bewegung gehabt hätten, konnten uns einen schlimmeren Schaden bereiten, als irgendeine Niederlage in Frankreich oder in Flandern."

Über die Ereignisse des Jahres 1914 im Osten äußert sich der bekannte französische General Buat in seinem Buche über Ludendorff eingehend. Die Schlacht bei Tannenberg sei ein Meisterstück gewesen. Ludendorffs Operation in der ersten Masurenschlacht sei klassisch. Den Feldzügen in Süd- und Nordpolen sei zwar der volle Erfolg versagt geblieben, die Russen waren Ende 1914 nicht endgültig besiegt, aber „die russische Flut sei wenigstens vorläufig eingedämmt, die Hoffnung der Entente, den Krieg in einigen Monaten zu beenden, zunichte gemacht worden".

1915.

Nach Beendigung der Ypernschlacht war die Westfront Ende 1914 im Stellungskrieg erstarrt. Blood (a. a. O.) berichtet, daß auf seiten der Alliierten mehrfach Pläne gemacht worden seien, um die Freiheit des Handelns wiederzugewinnen. Der englische Vorschlag sei dahin gegangen, eine gemeinsame Operation zu Lande und mit der Flotte gegen den deutschen rechten Flügel zu unternehmen. In Paris sei man dagegen gewesen und habe einen Angriff gegen die in bedrohliche Nähe auf Paris

vorgeschobene deutsche Front vorgezogen. Monatelang habe man unnütz verhandelt, bis schließlich von englischer Seite der „unglückselige" Entschluß zu dem Angriff auf die Dardanellen gefaßt und das Unternehmen in leichtsinniger Weise und mit unzureichenden Kräften begonnen worden sei. Nur mit halbem Herzen sei man an den Angriff gegangen, der den Keim des Mißerfolges in sich getragen habe. Statt dessen hätte man alles daran setzen müssen, die Türkei gleich zu Beginn des Krieges außer Gefecht zu setzen. Dies sei der empfindlichste Punkt gewesen, an dem man Deutschland treffen konnte. Wäre die Absperrung Rußlands verhindert worden, wäre es nicht zusammengebrochen, die Niederlage Serbiens und Rumäniens wäre vermieden worden. Die Hilfe der Türkei brachte den Deutschen den Vorteil, daß die Alliierten sich an den Hauptkampffronten schwächten. Es sei daher falsch gewesen, nach einem Kompromiß zwischen den Anforderungen auf dem französisch-belgischen Kriegsschauplatz und dem nahen Orient zu suchen.

Die Ansichten hierüber sind in England geteilt. Die meisten Kritiker meinen, daß die Einnahme und Behauptung der Meerengen und der Vormarsch auf Konstantinopel zu viel Kräfte beansprucht hätte, die besser auf dem westlichen Kriegsschauplatz zu verwenden gewesen wären. Auch Oberstleutnant Repington („The First World War") erklärt sich als Anhänger der „westlichen Schule" und hält nicht viel von den Unternehmungen nach Gallipoli, Saloniki und Mesopotamien. Der Marschall French sagte in der erwähnten Rede in der Guildhall, der Hauptkriegsschauplatz für England sei Frankreich geblieben. Trotz der Bedeutung des nahen Ostens für England hätte es sich doch dort auf die Sicherung gegen die Türkei beschränken müssen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz beschränkte sich die deutsche Oberste Heeresleitung auf die Verteidigung, während die Franzosen und Engländer mehrfach durch starke Angriffe die deutsche Front zu durchbrechen suchten. Sie verfehlten jedesmal ihr Ziel.

Es ist getadelt worden, daß man auf deutscher Seite trotz grundsätzlicher Defensive mehrfach batailliert und in unnötigen Unternehmungen, wie beispielsweise bei der 1. Armee in den Kämpfen bei Vailly, Soupir und Soissons, Menschen und Munition verbraucht habe. Reginald Kann (a. a. O.) nimmt die Deutschen gegen diesen Vorwurf in Schutz. Dadurch, daß wir jede Gelegenheit zu kleinen Angriffen benutzt hätten, sei der kriegerische Geist im Heere bewahrt geblieben und der Gegner in Atem gehalten worden. An den französischen Angriffen, an der Winterschlacht in der Champagne, an der Mai-Offensive bei Arras und an den Herbstschlachten bei Arras und in der

Champagne hat er dagegen mancherlei auszusetzen. Man habe auf französischer Seite die durch den Stellungskrieg veränderten Verhältnisse nicht rechtzeitig erkannt und in den Formen des Bewegungskrieges vergeblich und unter großen Verlusten angegriffen. Erst allmählich habe man erkannt, daß eine sorgfältige Vorbereitung des Angriffes und eine gründliche Artilleriewirkung nötig sei, ehe die Sturmwellen der tiefgegliederten Infanterie antreten konnten.

Die deutsche Oberste Heeresleitung hatte sich entschlossen, im Jahre 1915 sich im Westen auf die Verteidigung zu beschränken und im Osten anzugreifen. Von englischer Seite ist zwar neuerdings die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Front der Alliierten kaum hätte widerstehen können, wenn wir den Angriff im Westen 1915 mit derselben Kraft wie im Herbst 1914 bei Ypern, Bethune oder Lens erneuert hätten. (Foerster, „Graf Schlieffen und der Weltkrieg", 2. Teil, S. 25. Berlin 1921, Verlag E. S. Mittler & Sohn.) General v. Falkenhayn hatte aber doch wohl recht, wenn er annahm, daß ein solcher Angriff nur zu einem frontalen Abringen, nicht aber zu einem entscheidenden Durchbruch führen würde.

Der Angriff im Osten war nicht als entscheidungsuchende Offensive gedacht. Das nächste Ziel war die Entlastung der Karpathenfront. Schrittweise wurde mit dem wachsenden Erfolg das Ziel weiter gesteckt.

Nachdem im Mai der Durchbruch bei Tarnow—Gorlice gelungen und die Operation über Lemberg weitergeführt worden war, standen sich im weiteren Verlauf der Offensive die Ansichten des Chefs des Generalstabes des Feldheeres, Generals v. Falkenhayn, und des auf dem linken Flügel der Ostfront befehligenden „Oberbefehlshabers Ost", des Feldmarschalls v. Hindenburg, scharf gegenüber. Seinen tieferen Grund hat dieser Gegensatz in den voneinander abweichenden Ansichten über die Ziele und Aufgaben unserer Kriegführung überhaupt. General v. Falkenhayn war einer „Ausdehnung der Operationen ins Uferlose" entgegen und hielt an ihrer Fortführung mit beschränktem Ziel fest. Eine Vernichtung des Feindes erhoffte er nicht, sondern „lediglich einen, den Zwecken der Obersten Heeresleitung entsprechenden, entscheidenden Sieg". Im Gegensatz dazu hielt der Oberbefehlshaber Ost eine Entscheidung durch eine Offensive mit rechtzeitig zu verstärkendem äußersten linken Flügel vom unteren Njemen aus in der Richtung Kowno—Wilna—Minsk gegen die russischen Verbindungen für erreichbar und drängte ständig auf Ausführung dieser Operation. Es bestand Aussicht, die aus dem Weichselbogen zurückweichenden Russen abzuschneiden. General v. Falkenhayn glaubte diese Operation ablehnen zu müssen und entschied für den Angriff gegen den Narew. Als

schließlich im September doch noch der Versuch zu einer Offensive über Wilna gemacht wurde, war der Zeitpunkt verpaßt. Die große Offensive endete mit einem frontalen Nachdrängen hinter den Russen. Eine Niederwerfung der russischen Militärmacht wurde nicht erreicht. Daß die Möglichkeit hierzu vorlag, hat Oberstleutnant Foerster (a. a. O.) überzeugend nachgewiesen, wenn auch die Bedenken, die General v. Falkenhayn beeinflußt haben, sehr beachtenswert waren.

Auch General Buat tritt in diesem Streit auf die Seite Hindenburgs und Ludendorffs. Hätten sich bei einer Offensive auf Wilna—Minsk die Russen um diese Zeit noch bei Warschau oder auch nur am Bug bei Brest-Litowsk befunden, so wären sie abgeschnitten worden. Der Zusammenbruch eines Teiles hätte den Zusammenbruch des Ganzen nach sich gezogen, es wäre endgültig um die militärische Macht Rußlands geschehen gewesen. So endete der Sommerfeldzug gegen Rußland ohne Entscheidung. „Alles gibt zu der Annahme Anlaß, daß er, wenn der Plan Ludendorffs rechtzeitig angenommen worden wäre, anders geendet hätte." Immerhin gibt General Buat zu, daß 1915 ein bedeutender Schritt auf dem Wege der Niederwerfung Rußlands gemacht worden sei. Er sieht diesen Schritt aber weniger in dem Mißerfolg der russischen Waffen, als in der Nachwirkung, die dieser Schlag durch die Enthebung des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch vom Oberbefehl hatte, „dieses begabten Generals und echten Soldaten, der seinen starken Willen in den Dienst eines glühenden Hasses gegen die Deutschen stellte. Seine Entsendung nach dem Kaukasus war das wichtigste Ergebnis der deutschen Offensive im Jahre 1915, sie war der Anfang des Endes des russischen Heeres".

1916.

Nach den Ereignissen in Rußland und nach der Niederwerfung Serbiens, nach den vergeblichen Angriffen der Entente auf dem westlichen Kriegsschauplatz und nach der Räumung Gallipolis war man im feindlichen Lager mit dem Abschluß des Jahres 1915 wenig zufrieden. Anfang Dezember 1915 waren Joffre, Haig, Alexejew und Cadorna in Chantilly zu einer Besprechung zusammengetreten, um den Feldzugsplan für 1916 festzusetzen und die Operationen der Verbündeten in Einklang zu bringen. Eine allgemeine Offensive wurde beschlossen, sobald die erwarteten englischen Verstärkungen eingetroffen wären und die russische Armee sich erholt hätte. Die Ergänzung des russischen Materials dauerte aber länger, als man angenommen hatte, da die für Rußland bestimmten Transporte sich verzögerten. Die Russen konnten im

Frühjahr noch nicht zur Offensive bereit sein, wie man in Chantilly angenommen hatte. Auch die englischen Vorbereitungen verzögerten sich. Ursprünglich hatten die Engländer nicht an der Somme, sondern weiter nördlich angreifen wollen, um die Stützpunkte der U-Boote an der Küste in ihre Hand zu bringen. Am 14. Februar einigte man sich aber in einer Besprechung zwischen Joffre und Haig dahin, daß die Franzosen beiderseits der Somme, die Engländer nördlich der Somme bis Arras angreifen sollten. Der Beginn wurde auf den 30. Juni festgesetzt, während die russische Offensive am 15. Juni einsetzen sollte. Hanotaux meint, man hätte am besten durch einen gleichzeitigen Angriff in der Picardie und in der Champagne eine Zange gebildet. Die Kräfte hätten aber für beide Angriffe nicht gereicht. Man wählte daher nur einen einheitlichen Angriff mit den Engländern zusammen, an der Somme und im Artois. Joffre war nach der Darstellung Hanotaux' zuversichtlich und hoffte im Laufe des Jahres 1916, spätestens Anfang 1917 den Krieg zu beenden.

Da kam der deutsche Angriff bei Verdun am 21. Februar den Absichten unserer Gegner zuvor. Über die Zweckmäßigkeit dieses Angriffs ist bei uns und in Frankreich viel gestritten worden. Der Zweck, den General v. Falkenhayn dabei verfolgte, ist aus seinen Ansichten über die ganze Kriegführung abzuleiten. Unsere Feinde mit Waffengewalt so niederzuwerfen, daß sie bedingungslos um Frieden bitten müßten, hielt er bei der feindlichen Übermacht nicht für möglich. Eine Überspannung unserer inneren und äußeren Kräfte müsse vermieden werden. Sein Kriegsziel beschränkte sich darauf, die Westgegner zum Verzicht auf ihren Vernichtungswillen zu zwingen, indem man ihnen die Aussicht abschnitt, Deutschland und seine Verbündeten schließlich doch noch durch Erschöpfung niederzuwerfen, bevor die Feinde selbst unheilbaren Schaden erlitten. Eine Entscheidung in Rußland herbeizuführen, hatte General v. Falkenhayn schon im Verlaufe des Feldzuges von 1915 für untunlich erklärt. Einen Massendurchbruch im Westen zu versuchen, hielt er für aussichtslos, auch fehlten die Kräfte dazu. Auf den unbeschränkten U-Bootkrieg wurde entgegen der Meinung des Chefs des Generalstabes verzichtet. So fiel die Entscheidung für einen Angriff mit beschränktem Ziel bei Verdun, während die Österreicher sich zu einer Offensive in Italien entschlossen. Beide Angriffe verfehlten ihr Ziel. Statt daß wir an einer Stelle mit vereinten Kräften um die Entscheidung rangen, wie es unsere Gegner für das Jahr 1916 planten, gingen unsere Anstrengungen in verschiedener Richtung auseinander. Ja, man hielt sogar beim österreichischen Oberkommando die Absicht der Offensive in Italien vor den Deutschen geheim.

Buat ist der Ansicht, daß die Niederkämpfung Rußlands,

die 1915 nicht erreicht wurde, im Jahre 1916 unter günstigen Verhältnissen hätte unternommen werden müssen. Man wird ihm darin recht geben müssen, daß eine Entscheidung im Westen nicht zu erreichen war, bevor Rußland erledigt war. Eine Entscheidung mußten wir aber erstreben. Ich glaube nicht, daß durch die Falkenhaynsche Kriegführung der Kriegswille der Gegner gebrochen werden konnte. Wir mußten auf die Dauer gegenüber den unermeßlichen Hilfsquellen unserer Gegner erliegen. Vielleicht wäre der vom General Ludendorff angeregte Gedanke, die Entscheidung in Rußland 1916 auf dem Wege über Rumänien zu suchen, der richtige gewesen. Rumänien mußte vor die Frage gestellt werden, sich für oder gegen uns zu entscheiden. In Rußland hätten wir nach dem, was wir jetzt über die feindlichen Pläne wissen, voraussichtlich bis Mitte des Jahres 1916 Zeit zur Durchführung des Angriffs gehabt. Die Engländer haben sich, wie wir sehen werden, selbst durch die schwierige Lage bei Verdun nicht zu einem früheren Beginn der Offensive bereit finden lassen.

Trug man aber Bedenken gegen eine nochmalige Offensive gegen Rußland im Jahre 1916 und glaubte man sich mit den 1915 erreichten Erfolgen begnügen zu können, so bot ein gemeinsamer deutsch-österreichischer Angriff vom Isonzo und von Tirol aus die Aussicht, die italienische Armee zu vernichten. In der zweiten Hälfte des Januar soll in Südtirol der Angriff möglich gewesen sein, weil der hart gefrorene Schnee trägt. Gewiß lag die Kriegsentscheidung nicht in Italien. Aber die Ausschaltung des italienischen Heeres und die hinreichende Festigung der Ostfront hätten die nötigen Kräfte für das endgültige große Ringen im Westen freigemacht.

Irgendwo hätten die Kräfte der Mittelmächte zusammengefaßt werden müssen. Beides zugleich, der Angriff bei Verdun und in Italien, ging über unsere Kräfte. Auch bei Verdun wäre, wie die nachfolgende Darstellung ergeben wird, mit stärkeren Kräften ein großer Sieg möglich gewesen.

Um Weihnachten 1915 war der deutsche Angriff bei Verdun beschlossen worden. Es wurde angenommen, daß hier der Gegner nicht ausweichen könnte und den letzten Mann einsetzen müßte, um sich zu behaupten. Frankreichs Kräfte würden sich verbluten, „gleichgültig ob wir das Ziel selbst erreichten, oder nicht". Es war aber doch zu beachten, daß es eine große moralische Wirkung haben mußte, wenn der Angriff ein Fehlschlag wurde. Ob wir nicht selbst auch verbluten würden, mußte fraglich erscheinen. „Mit möglichst geringem eigenen Aufwand an Menschen dem Feinde möglichst großen Schaden zuzufügen", führt im Kriege selten zu entscheidenden Erfolgen. Es hat bei unserer Obersten Heeresleitung die Hoffnung bestanden, daß der Angriff bei Verdun die Engländer zu einem

2*

vorzeitigen Entlastungsangriff im Artois oder in Flandern verleiten würde, bevor sie ihre Vorbereitungen für die Offensive beendet hätten. Durch einen Gegenstoß, wozu eine Anzahl Divisionen hinter unserer 6. Armee bereitgehalten wurden, hofften wir dann einen großen Erfolg zu erreichen. Die Hoffnung erfüllte sich nicht.

Von französischer Seite wird zugegeben, daß Verdun ein ausspringender Punkt in der französischen Front und somit eine schwache Stelle war. Der Erfolg des Durchbruchs, meint Buat, wäre gewesen, daß die ganze französische Front zwischen St. Mihiel und der Champagne aufgerollt wurde. „Und das wäre nur die erste Stufe gewesen!" Reginald Kann (a. a. O.) meint ebenfalls, der Fall von Verdun hätte die Stellungen auf den Maashöhen bis St. Mihiel unhaltbar gemacht, Toul sei im Rücken bedroht und die ganze Verteidigung der Ostgrenze erschüttert worden. Auch die große moralische Bedeutung des Kampfes um Verdun wird hervorgehoben.

Nach den Erfahrungen, die bei Lüttich, Antwerpen und Maubeuge gemacht worden waren, hatte man in Frankreich erkannt, daß die ständigen Befestigungen umgestaltet werden müßten. Die Verteidigung war bei Verdun weit vor die alten Werke vorgeschoben worden, so daß drei bis vier Stellungen hintereinander entstanden. Aus der Festung war eine befestigte Gegend geworden. Es stellte sich aber im Verlaufe des Kampfes heraus, daß man den Wert und die Widerstandskraft der alten Befestigungen unterschätzt hatte. Gut betonierte Unterstände und Panzerungen hielten sich doch und gewährten der Truppe immer wieder sichere Unterkunft. Sie konnte sich erholen und wurde vor der äußersten Erschöpfung bewahrt. General Mangin knüpft hieran mit Recht den Schluß, daß, entgegen der in Frankreich wie auch bei uns vielfach aufgetretenen Ansicht, die Festungen in Zukunft durchaus ihre Rolle noch nicht ausgespielt hätten und daß Panzer und Beton ihre Bedeutung behaupteten.

Zu Anfang des Jahres 1916 mehrten sich bei unseren Gegnern die Anzeichen des bevorstehenden deutschen Angriffs bei Verdun. Die im Gange befindlichen Verteidigungsarbeiten wurden beschleunigt. Immerhin war man nicht sicher, ob nicht auch in der Champagne ein Angriff zu erwarten war. Pierrefeu („G. Q. G.", d. h. Grand Quartier Général) erzählt, daß im Großen Hauptquartier die Ansicht vertreten wurde, der Angriff in der Champagne sei strategisch am wirksamsten und daher auch am wahrscheinlichsten. Angriffe an anderer Stelle dienten voraussichtlich nur zur Täuschung und Ablenkung. Die Regierung neigte — nach der Erklärung des Ministerpräsidenten Briand in der geheimen Kammersitzung im Juni 1916 — mehr dazu, den Hauptangriff aus politischen Gründen

bei Verdun zu erwarten, weil hier der Deutsche Kronprinz befehligte. Die Reserven mußte man jedenfalls einstweilen noch in der Hand behalten, Munition und Verpflegung wurden aber bei Verdun bereitgestellt. Mangin berichtet, daß die deutsche Front dort still blieb und Angriffsgräben nicht vorgeschoben wurden. Die deutschen Gräben seien zum Teil noch bis zu 800 m entfernt gewesen. Man sei aber damals der Ansicht gewesen, daß die Ausgangsstellung für den Sturm nur 200 bis 250 m entfernt sein dürfe. So sei man getäuscht worden.

Am 10. Februar kam „aus sicherer Quelle" Nachricht vom bevorstehenden Angriff bei Verdun. Am 15. Februar soll ein Befehl des Deutschen Kronprinzen vom 14. in französische Hände gelangt sein, der den Angriff für den folgenden Tag ankündigte. Ein Amerikaner, von Kitchener geschickt, traf um diese Zeit in Chantilly im französischen Großen Hauptquartier ein, der Angaben über die deutschen Absichten machen konnte.

Es geht aus den neuerdings veröffentlichten Berichten über die im Juni 1916 stattgefundenen geheimen französischen Kammersitzungen hervor, daß man später der Heeresleitung heftige Vorwürfe gemacht hat, sie habe die Warnungen nicht beachtet und ungenügende Vorbereitungen getroffen. Von den vier vorgesehenen Verteidigungslinien sei nur die erste fertig, die zweite allenfalls brauchbar, die dritte erst geplant gewesen. Auch Pierrefeu (a. a. O.) gibt zu, daß man durch den Angriff überrascht worden sei und dessen Stärke nicht geahnt habe.

Am 21. Februar begann der Angriff bei Verdun und schritt in den nächsten Tagen fort. „Die Augen der Welt waren auf Verdun gerichtet" (Hanotaux). Über den Verlauf des Kampfes auf französischer Seite liegen folgende Nachrichten vor.

Reginald Kann (a. a. O.) behauptet, daß den Deutschen am 24. abends der Weg nach Verdun offen gestanden hätte, da die nicht mit Artillerie versehene Fortlinie das Vordringen nicht hätte hemmen können. Die deutsche Führung sei aber zu vorsichtig gewesen, sie hätte eine erneute Artillerievorbereitung vor weiterem Vorgehen für nötig erachtet und dadurch die günstige Gelegenheit verpaßt.

Auch Mangin schildert die Lage der Franzosen als kritisch. General de Langle de Cary, der die Heeresgruppe der Mitte befehligte, denkt bereits an den Rückzug auf das linke Maasufer. Aber Joffre befiehlt, unbedingt auf dem rechten Ufer zu halten, und telegraphiert: „Jeder Führer, der einen Rückzugsbefehl gibt, wird vor ein Kriegsgericht gestellt." General Pétain übernimmt den Befehl bei Verdun. Allmählich kommt der deutsche Angriff auf dem rechten Ufer nur noch langsam vorwärts. Die Deutschen erkennen ihren Fehler — allgemein hält man den Angriff in

Frankreich für zu schmal — und dehnen ihn auf das linke Ufer aus. Jetzt ist dies zu spät.

Aber die Deutschen machen doch Fortschritte im April, die Lage wird schwierig. General Pétain erhält den Befehl über die Heeresgruppe der Mitte, Nivelle übernimmt die Armee von Verdun. Joffre steht vor der großen Frage, ob an dem Plane von Chantilly und dem beabsichtigten französisch-englischen Angriff an der Somme, der erst Ende Juni beginnen kann, festgehalten werden solle. Pétain drängt am 11. Juni und erklärt es für notwendig, baldigst zur Entlastung mit dem Angriff an der Somme zu beginnen. Auch die französische Regierung will diesen Angriff beschleunigen. Alle Maßnahmen zur Räumung des rechten Maasufers werden sorgfältig getroffen. Pétain stellt Joffre vor, daß ein Drittel der französischen Artillerie im Falle eines Rückschlages verloren geht, wenn sie nicht zurückgezogen wird, bevor das deutsche Artilleriefeuer die Maasbrücken erreicht. Um die Artillerie zurückzuziehen, seien drei Tage nötig. Aber Joffre bleibt fest und antwortet am 26. Juni, das rechte Ufer müsse behauptet werden. Er übernehme die Verantwortung, wenn die Artillerie verloren gehe (Mangin).

Im Juni war die Lage bei Verdun aufs äußerste gespannt. Man erkennt aus den geheimen Kammerverhandlungen, in welcher Aufregung und Bestürzung sich Frankreich befand. Auch Pierrefeu bestätigt dies. Die Presse war in größter Nervosität. Die Schlächterei bei Verdun müsse endlich aufhören, die seit drei Monaten andauere, ohne daß sich die Engländer rührten. Der Angriff an der Somme müsse sofort beginnen, ohne die Engländer oder ehe sie völlig bereit seien. Aber Joffre blieb fest. Sein Ziel war nicht nur Ablenkung an anderer Stelle, sondern der große, entscheidende, gemeinschaftliche Angriff an der Somme, der mit einem großen Schlage erst beginnen sollte, wenn das ungeheure Material dazu bereitgestellt und die englischen Vorbereitungen völlig beendet waren. Vor dem 1. Juli war das nicht möglich.

Joffre suchte mit seinen Reserven hauszuhalten. Aber der Plan für den Sommeangriff mußte doch eingeschränkt werden, der Kampf bei Verdun verbrauchte zu viel Kräfte. Mangin berichtet, daß ursprünglich General Foch, der die nördliche Heeresgruppe befehligte, den Angriff mit 39 Divisionen auf einer Front von 50 km Breite hatte ausführen sollen, während die Engländer nördlich davon in einer Breite von 20 km angreifen sollten. Tatsächlich konnte am 1. Juli nur in einer Gesamtbreite von 37 km angegriffen werden. Von der Heeresgruppe Foch griffen nur die 16 Divisionen der 6. Armee Fayolle in der Breite von 12 km an. Aber eine mächtige Artillerie von 900 schweren Geschützen stand zur Verfügung.

Haig griff in einer Breite von 25 km mit zwei Armeen und im ganzen mit 15 Divisionen in erster Linie, vier in zweiter Linie und zwei in Reserve an. Hanotaux gibt die Gesamtzahl der angreifenden französischen und englischen Divisionen auf 40 an. Man hat es nachträglich dem General Pétain zum Vorwurf gemacht, daß er zur Verteidigung von Verdun so viele Divisionen angefordert habe, die nachher an der Somme gefehlt hätten. Auf der französischen Angriffsfront an der Somme wurde in den ersten Tagen der Schlacht bekanntlich ein nicht unbeträchtlicher Erfolg von den Franzosen erreicht. Hätte man, so hieß es, mit 39 Divisionen angegriffen, so wäre man durchgebrochen. Demgegenüber hätte der Verlust von Verdun verschmerzt werden können. Mit Recht wurde dem von anderer Seite entgegengehalten, daß der Verlust von Verdun ein schwerer Schlag von größter moralischer, aber auch operativer Bedeutung gewesen sei, der unter allen Umständen hätte vermieden werden müssen.

Inzwischen hatte am 15. Mai der österreichische Angriff in Italien begonnen. Aber die planmäßig Mitte Juni einsetzende Brussilow-Offensive zwang die Österreicher, den Angriff abzubrechen. Genau dem Plane entsprechend, begann am 1. Juli der Angriff an der Somme. Dadurch war die Front bei Verdun endgültig entlastet. Hanotaux gibt die französischen Verluste bei Verdun auf 280 000 Tote, Verwundete und Vermißte an. 74 französische Divisionen nahmen an dem Kampfe dort teil, darunter 10 zweimal. Der moralische Erfolg der Behauptung Verduns war in Frankreich außerordentlich groß. Buat nennt den deutschen Angriff einen ungeheuren Mißerfolg.

Der Angriff an der Somme richtete sich nach der Darstellung Mangins gegen die in der Gegend von Cambrai—Le Cateau—Maubeuge auslaufenden deutschen Verbindungen. Man habe aber nach den Erfahrungen von 1915 nicht hoffen können, dieses Ziel in einem Sprunge zu erreichen. Durch methodisch fortgeführte Angriffe mit beschränktem Ziel sollten die Deutschen allmählich zurückgedrückt und schließlich im Laufe von Wochen oder auch Monaten mürbe gemacht werden. Die „Artillerie sollte erobern, die Infanterie besetzen". Man habe sich aber in der Durchführung des Kampfes zu sehr an dieses Programm gehalten, mehrfach wäre Gelegenheit gewesen, durch sofortige Ausbeutung eines Erfolges schneller vorwärts zu kommen. Die englische Armee stand nach Reginald Kann (a. a. O.) taktisch in der Sommeschlacht noch nicht auf der Höhe. Ihr war zu Beginn der Schlacht der Hauptangriff zugefallen, der zu einem schweren Mißerfolg geführt habe. Das deutsche Kampfverfahren — große Tiefengliederung, dünne Besetzung der vordersten Linie, Zurückwerfen des eingedrungenen Feindes durch Gegenstoß — erkennt Reginald Kann an.

Man habe auf seiten der Alliierten sehr zu Unrecht über die „bewegliche Kampfform“ gespottet.

Ende August sei ein Nachlassen in der deutschen Widerstandskraft zu erkennen gewesen. Der Angriff sei entsprechend dem ursprünglichen Plan nach Süden verbreitert worden. Aber Ende September verlangsamte die schlechte Witterung die Operationen. Der Regen verwandelte das von Granaten durchwühlte Gelände in Wasserpfützen, die Wege verschwanden. Die Engländer machten vor Bapaume, die Franzosen vor Peronne halt. Pierrefeu berichtet, man habe im Großen Hauptquartier bereits im Laufe des Juli erkannt, daß die Schlacht zu keiner Entscheidung führen werde und ein Durchbruch nicht zu hoffen sei.

Als am 29. August der Wechsel in der deutschen Obersten Heeresleitung durch den Eintritt des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg und des Generals Ludendorff an Stelle von Falkenhayn stattfand, standen die Mittelmächte vor einer schweren Krisis. Der Schlag bei Verdun war mißglückt, in der Sommeschlacht fielen wir aus einer Krisis in die andere, an der russischen Front war ein schwerer Rückschlag bei Luzk eingetreten. Zu alledem erklärte Rumänien am 27. August Österreich den Krieg. Mit äußerster Anstrengung wurden wir der Lage Herr, die Russenfront wurde wieder gefestigt und Rumänien niedergeworfen. Im ganzen hatten wir uns 1916 überall behauptet, aber eine Entscheidung war nicht erreicht worden.

Die Entente war mit dem Ergebnis des Jahres 1916 viel weniger zufrieden. Man hatte bei weitem nicht erreicht, was man gehofft hatte. Die schweren Verluste bei Verdun machten einen außerordentlichen Eindruck, die deutschen Verluste kannte man nicht. In der geheimen Kammersitzung in Paris am 4. Dezember 1916 kamen die großen Sorgen, die Frankreich bedrückten, zum Ausdruck. Der Kriegsminister gab die französischen Verluste bis zum 1. November 1916 auf 1 236 000 an, darunter 648 000 Tote, 253 000 Vermißte und wahrscheinlich auch Tote, 335 000 Gefangene. Dienstuntauglich waren außerdem 287 000 geworden, so daß mit deren Einschluß der Gesamtverlust auf mehr als 1½ Millionen stieg. Bei dieser Gelegenheit machte der französische Kriegsminister Angaben über die französischen Stärken am 1. November 1916. Sie betrugen insgesamt rund 5 Millionen, von denen an der französischen Front und im Orient sich 2 900 000 Mann befanden, der Rest in den Ersatzformationen, Lazaretten, Werkstätten u. dgl. Im ganzen verfügte die Entente damals über fast 14 Millionen, darunter, außer den 2 900 000 Franzosen, 150 000 Belgier, 1 980 000 Engländer, 1 854 000 Italiener, 6 860 000 Russen, 130 000 Serben und 420 000 Rumänen.

In einer Konferenz der Alliierten zu Chantilly wurde am 16. November 1916 der Plan für 1917 festgesetzt. Joffre und Haig sowie die Militärbevollmächtigten von Italien, Rußland, Belgien, Serbien und Rumänien nahmen daran teil. Joffre hatte ursprünglich im Herbst 1916 vorgeschlagen, den Angriff an der Somme fortzusetzen und durch einen andauernden Druck die große Offensive für das Frühjahr vorzubereiten. Es ist nicht zu verkennen, daß uns die Durchführung dieses Planes große Schwierigkeiten bereitet haben würde. Haig erklärte jedoch, daß seine Truppen einer längeren Ruhe bedürften, um sich zu erholen und um die Ausbildung der Verstärkungen zu vervollständigen. So wurde denn beschlossen, daß die verbündeten Armeen Mitte Februar sich zur Offensive bereitstellen sollten, um zu verhindern, daß den Mittelmächten 1917 wiederum die Initiative zufallen sollte. Aus der Aufstellung neuer deutscher Divisionen (tatsächlich wurden bis zum Frühjahr 1917 dreizehn neue Divisionen gebildet) glaubte man schließen zu müssen, daß für 1917 wiederum eine deutsche Offensive geplant sei. Nach der Angabe Mangins entwarf Joffre am 27. November den Operationsplan. Auf der erweiterten Front der Sommeschlacht sollten die Franzosen zwischen Oise und Somme, die Engländer zwischen Bapaume und Vimy am 1. Februar angreifen, am 20. Februar sollte ein Angriff der mittleren Heeresgruppe in der Champagne zwischen Pontavert und Reims folgen. Sir Douglas Haig gibt in seinem Bericht an das Kriegsministerium an, daß die englische Operation bezweckt habe, den nach Abschluß der Sommeschlacht bei Bapaume nach Westen vorspringenden Bogen der deutschen Stellung von der Ancre und von Arras aus anzugreifen und gleichzeitig sich in Besitz der Vimyhöhen nördlich Arras zu setzen. Eine weiterreichende operative Absicht habe diesem Angriff nicht zugrunde gelegen, vielmehr sei die Hauptoffensive später in Flandern geplant gewesen. Ein neues taktisches Verfahren wurde im Gegensatz zur Sommeschlacht vorgesehen. Der Angriff sollte in möglichster Breite erfolgen und als erstes Ziel die Wegnahme der feindlichen Artillerie erstreben. Durch möglichst schnelle Aufeinanderfolge der Angriffe und durch sofortige Ausnutzung der Erfolge, durch „Kraft und Schnelligkeit", hoffte man zum Durchbruch zu gelangen.

Die französische Regierung drängte auf baldigen Beginn der Offensive. Der Ersatz machte Schwierigkeiten, die Bataillone mußten von 4 auf 3 Kompagnien heruntergesetzt werden. Der U-Bootkrieg flößte Besorgnisse ein.

Zu der frühen Offensive kam es nicht. Die Ereignisse von 1916 hatten die Stellung des Generals Joffre erschüttert. Auch Foch war in Ungnade gefallen. Nach der Darstellung Mangins war Joffre

ein Optimist, der an baldigen Sieg geglaubt hatte. Man warf ihm vor, daß er aus diesem Grunde gezögert hätte, von der Regierung das Material zu fordern, das die neue Form der Kriegführung beanspruchte. Vor allem habe es sich dabei um eine erhebliche Verstärkung der schweren Artillerie gehandelt, die wiederum eine beträchtliche Vermehrung der Fabriken erfordert hätte. Das schien Joffre zu lange Zeit in Anspruch zu nehmen. Hatte man früher seine unerschütterliche Ruhe in den schwierigsten Lagen bewundert, so faßte man sie jetzt anders auf: er habe „sich häuslich eingerichtet im Kriege", der für ihn der Normalzustand sei, und dessen Ende herbeizuführen er sich nicht beeile. Auch hatte er seine Ziele mit Festigkeit und Selbständigkeit verfolgt und sich äußeren Einflüssen wenig zugänglich gezeigt. Nach einem Aufsatz in der „Revue Universelle" im August 1920 („Comment Galliéni quitta le ministère") hatte der damalige Kriegsminister Gallieni bereits zu Anfang des Jahres 1916 auf eine andere Regelung des Oberbefehls gedrängt. Während Joffre sich jeder Einwirkung entzog, wollte Gallieni den Einfluß der Regierung verstärken. Inzwischen erfolgte der deutsche Angriff bei Verdun. Gallieni trug daraufhin am 7. März im Ministerrat seine Ansicht vor. Bei Verdun hätten große Versäumnisse stattgefunden. Solche Überraschungen und mangelhaften Vorbereitungen dürften sich nicht etwa bei Calais oder Noyon oder Nancy wiederholen. Bisher habe die Oberste Heeresleitung nicht geduldet, daß irgendwelche Fragen von der Regierung gestellt würden. Jetzt sei kein Bewegungskrieg mehr, sondern Stellungskrieg. Keine große Operation dürfe ohne Ermächtigung der Regierung stattfinden. Die Freiheit des Oberbefehlshabers leide nicht unter einer derartigen Einwirkung der Regierung. Wir sehen: der alte Streit zwischen Politik und Kriegführung, den auch uns zu lösen im Kriege nicht gelang. Gallieni stand anscheinend seit der Marneschlacht in einer gewissen Spannung zu Joffre. Es wurde lebhaft darüber gestritten, wem das Verdienst an dem Entschluß zum Angriff in der Marneschlacht zukomme. Im März 1916 drang Gallieni anscheinend nicht völlig mit seiner Ansicht durch und ging ab. Bald danach starb er.

1917.

Nach dem Verlaufe des Jahres 1916 hatten die Angriffe gegen Joffre aber Erfolg. Er wurde Marschall ohne genau begrenzte militärische Aufgabe und im Oberbefehl durch den General Nivelle ersetzt. Zwei Jahre lang hatte, wie Pierrefeu erzählt, der Sieger in der Marneschlacht eine fast göttliche Verehrung in der ganzen Welt genossen.

Berge von Briefen und Paketen seien täglich für ihn von Unbekannten mit dem Ausdruck ihrer höchsten Bewunderung eingetroffen. Joffre habe sich oft stundenlang eingeschlossen, um die Briefe zu lesen und die Geschenke zu betrachten. Die Adjutanten seufzten unter der Last der zu bewältigenden Dankschreiben, die der General regelmäßig unterzeichnete. Er habe Gefallen daran gefunden, populär zu sein, und sich gerne den Photographen zur Verfügung gestellt. Als er einmal in seinem Zimmer photographiert werden sollte, habe man entdeckt, daß keine Karten an den Wänden waren. Ein General ohne Karten! Schleunigst habe man Karten an die Wände geheftet. Auch Pierrefeu bestätigt, daß er ein Optimist und ständig im Glauben war, der Sieg stände unmittelbar bevor. Im Jahre 1917 begab er sich mit Viviani nach Amerika, um mit seiner militärischen Erfahrung den Amerikanern bei der Aufstellung einer Armee zur Seite zu stehen. Er drang darauf, daß nicht etwa möglichst bald ein Expeditionskorps geschickt, sondern von vornherein die Aufstellung eines großen Heeres planmäßig in Angriff genommen werde.

Der Wechsel in der Person des französischen Oberbefehlshabers bedingte eine Verzögerung der Offensive im Jahre 1917. Hanotaux, wie erwähnt, ein unbedingter Anhänger Joffres, weist, nicht mit Unrecht, darauf hin, welchen großen Erfolg der Angriff Mitte Februar hätte haben können. Man hätte die Deutschen, die im März in die Siegfriedstellung zurückgingen, „auf frischer Tat ergriffen". In dem Augenblick, in dem er hoffen konnte, das Ziel zu erreichen, das er seit 1914 erstrebte, sei Joffre abgesetzt worden. Tatsächlich war das Oberkommando der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht in großer Sorge, ob nicht ein frühzeitiger Angriff des Gegners in die äußerst schwierigen und langwierigen Vorbereitungen zum Abmarsch hineinstoßen würde. Der Beginn der Vorarbeiten (taktische Maßnahmen, Anordnungen zur Räumung, Zerstörung, Überschwemmung, Verschiebung der Einwohner) fand Anfang Oktober 1916 statt. Nachdem am 4. Februar 1917 der Entschluß zum Rückzug gefaßt worden war, wurden die vorbereiteten Maßnahmen innerhalb fünf Wochen vom 9. Februar bis zum 15. März durchgeführt. Am 16. März begann die Loslösung vom Feind auf der Front von Arras bis Soissons, nach wenigen Tagen standen wir in der Siegfriedstellung.

Als Nachfolger Joffres wurde Nivelle Oberbefehlshaber der französischen Armee, der bei Verdun mit Erfolg geführt hatte. Bei Beginn des Krieges war er noch Artillerieoberst gewesen. Alles beugte sich vor einem solchen Glück, ein unbegrenztes Vertrauen empfing ihn, erzählt Pierrefeu. Er war in seiner Kriegführung, wie Mangin hervorhebt, nicht so frei wie Joffre, sondern von den Einflüssen und Umständen, die die

Krisis im Oberbefehl hervorgerufen hatten, abhängig. Man erwartete von ihm eine schnellere Beendigung des Krieges, für die er die neue Form zu finden hatte. Er fühlte, sagt Pierrefeu, wie die Augen von ganz Frankreich auf ihn gerichtet waren, dem die Regierung den Auftrag gegeben hatte, zu siegen. Das zu erwartende Urteil beunruhigte ihn.

Nivelle steckte das Ziel weiter als Joffre. Der englische Angriff bei Arras sollte nicht mehr eine Nebenoperation bilden, sondern mit dem französischen Angriff zu einer entscheidenden Gesamtoperation zusammenwirken. Er war der Ansicht, daß der Angriff verbreitert, und daß an der Somme und in der Champagne gleichzeitig, nicht nacheinander, angegriffen werden müsse. Der Angriff in der Champagne sollte nach links ausgedehnt werden, so daß er sich von Bailly bis Reims erstreckte. Hier an der Aisne sollten zwei Armeen angreifen, während eine dritte bereitgehalten wurde, um den Erfolg nach dem Durchbruch auszubeuten. Auf diesen Durchbruch rechnete Nivelle mit Sicherheit. Am ersten Tage des Angriffs müsse man soweit als möglich vordringen. Im ersten Anlauf müßten die feindlichen Stellungen und die ganze Zone, innerhalb derer die feindliche Artillerie stehe, genommen werden. Der Durchbruch sollte in nördlicher Richtung über Craonne auf Guise erfolgen. General Micheler, der hier die französische Heeresgruppe befehligte, dachte bereits an „eine Einschnürung der feindlichen Verbindungen zwischen den Ardennen und der Südspitze von Holland".

Die Änderungen des Angriffsplanes durch Nivelle bedingten einen späteren Beginn des Angriffs. Die Vorbereitungen waren auf der ganzen Front im Gange, als plötzlich Nachrichten auftauchten, die Deutschen bereiteten einen Rückzug vor. Sie verbrännten ihre Depots, zerstörten die Eisenbahnen und Bahnhöfe und schöben die Einwohner ab. Jeder Tag brachte neue Anzeichen. Im Großen Hauptquartier entstand große Aufregung, wie Pierrefeu anschaulich schildert. Wohin ging der Feind? Bis zur Maas? Die Operationsabteilung aber glaubte nicht daran. Der Gegner, der sich bisher so hartnäckig gezeigt hatte, würde das Faustpfand des eroberten Geländes nicht ohne Kampf aufgeben. Ein solcher Rückzug bedeute einen Verzicht auf den weiteren Kampf. Zu einem solchen Verzicht sei der Gegner keineswegs gezwungen.

Am 4. März meldete General Franchet d'Espérey, der die nördliche Heeresgruppe an der Oise und Somme befehligte, daß der Feind zweifellos ihm gegenüber einen Rückzug in eine etwa 20 km rückwärts gelegene Stellung plane. Nivelle antwortete am 7. März, es sei sehr unwahrscheinlich, daß der Feind ohne hartnäckigen Kampf sein wichtigstes Faustpfand, die Paris am nächsten liegende Linie Roye—Noyon—Soissons, aufgebe.

Immerhin sollte durch häufige Unternehmungen die Anwesenheit des Feindes festgestellt und im Falle eines Rückzuges sofort verfolgt werden. Für den 17. März hatte Franchet d'Espérey einen Angriff geplant, aber der deutsche Abmarsch hatte bereits am 16. begonnen. Immerhin war es den Franzosen infolge der getroffenen Vorbereitungen möglich, nunmehr sofort lebhaft zu folgen. Soweit die Schilderung der Ereignisse bei Mangin.

Es geht hieraus die große Bedeutung des Entschlusses unserer Obersten Heeresleitung, in die Siegfriedstellung zurückzugehen, hervor. Um die Jahreswende 1916/17 ging die Auffassung bei uns dahin, daß wir im Jahre 1917 mit außerordentlichen Anstrengungen der Entente rechnen mußten, um uns niederzuwerfen und in neuen „Sommeschlachten" ihre immer mehr steigende Überlegenheit an Zahl und Material zur Geltung zu bringen. Es galt für uns, sich in Abwehrschlachten zu behaupten, bis die vom Chef des Admiralstabes in sichere Aussicht gestellte kriegsentscheidende Wirkung des uneingeschränkten U-Bootkrieges eintrat. In dieser Lage war Zeitgewinn von höchster Bedeutung. Unser Abmarsch in die Siegfriedstellung warf die Vorbereitungen für den feindlichen Angriff von der Gegend von Arras bis Soissons, also für den nördlichen Teil des geplanten französischen Angriffs von der Oise bis zur Somme und für die südliche Angriffsfront der Engländer in Richtung Bapaume um. Es blieb nur der französische Angriff an der Aisne und in der Champagne, der englische Angriff bei Arras und Vimy ausführbar. Der große Plan eines breiten Angriffs war hinfällig, die beiden Verbündeten konnten nicht Arm an Arm angreifen, sie konnten in dem zerstörten Gebiet vor der neuen Siegfriedfront in nächster Zeit überhaupt nicht angreifen. Buat sagt hierzu: „Auf dieser Seite war somit Ludendorff auf einige Monate von Sorgen befreit. Da er sicher war, einen Angriff gegen die neue Front nicht befürchten zu müssen, konnte er sie mit den geringsten Kräften behaupten und die ersparten Truppen dazu verwenden, die erwarteten Angriffe an anderer Stelle abzuschlagen." Pierrefeu schildert die Bestürzung, die auf die erste Nachricht vom deutschen Rückzug im Großen Hauptquartier eintrat. Die mit so großer Mühe getroffenen Vorbereitungen für den Angriff seien vergebens gewesen. Auch Mangin erkennt die Vorteile an, die den Deutschen aus ihrem Abmarsch erwachsen seien, und findet es ärgerlich, daß wir ihn nach Belieben hatten ausführen können, ohne gestört zu werden. Wie wenn Franchet d'Espérey Anfang März sofort angegriffen hätte! Mangin knüpft aber hieran die Bemerkung, der Rückzug habe doch noch eine andere, unerwartete Wirkung gehabt. Wenn wir im Jahre 1918 unsere große Offensive aus der Linie, die wir vor dem Abmarsch in die Siegfriedstellung innehatten, also aus der Linie Arras—



Chaulnes—Noyon, hätten ansetzen können und denselben Erfolg wie im März 1918 gehabt, also etwa 40 km vorwärts gedrungen wären, so wären wir über Amiens und Compiègne hinausgekommen. Die englische Armee wäre von der französischen getrennt und auf die Küste geworfen worden, wir hätten vor den Forts von Paris gestanden. Das ist richtig, aber unter der Voraussetzung, daß wir uns in der bisherigen Stellung im Jahre 1917 bis zum Frühjahr 1918 behaupteten und alle Angriffe abschlugen, ohne eine solche Einbuße zu erleiden, die unsere Offensive 1918 unmöglich gemacht hätte. Das war nicht anzunehmen.

Die Entente war vor neue Entschlüsse gestellt. Wie schwierig sie waren, geht aus den weiteren, inzwischen bekannt gewordenen Vorgängen hervor, bevor die Offensive in abgeschwächter Form zustande kam. Bei einer Besprechung in Calais wurde der Beginn des Angriffs auf Anfang April festgesetzt. Die englische Regierung erkannte die Notwendigkeit eines einheitlichen Oberbefehls für die Offensive an. General Douglas Haig wurde für die Dauer der bevorstehenden Operationen dem General Nivelle unterstellt. Aber eine neue Schwierigkeit erhob sich. Am 20. März war an die Stelle des Kabinetts Briand das Ministerium Ribot getreten. Der neue Kriegsminister Painlevé war mit der geplanten Kampfführung Nivelles nicht einverstanden und sprach sich gegen die Offensive aus. In letzter Stunde, am 3. April, fünf Tage vor dem am 8. beabsichtigten Beginn der Offensive, wurde in einer Besprechung überlegt, ob angesichts der neuen Lage, die durch den bevorstehenden Eintritt Amerikas in den Krieg und durch die im März erfolgte russische Revolution geschaffen war, die Offensive noch angebracht sei. Die Engländer waren aber durchaus für den Angriff, und Nivelle sprach seine unerschütterliche Überzeugung dahin aus, daß der rasche Durchbruch gelingen würde. In drei Tagen könne man 30 km weit von der Aisne bis zur Serre gelangen. Man entschied sich, Nivelle freie Hand zu geben. Er sollte angreifen, sobald er bereit sei.

Da erschien plötzlich Messimy, früher Kriegsminister, jetzt Brigadekommandeur, beim Ministerpräsidenten Ribot, um angeblich die Meinung der angesehensten Führer der Armee und auch die Michelers, des Führers der Heeresgruppe, der den Angriff zu leiten hatte, zum Ausdruck zu bringen. Die Offensive werde zu großen Verlusten führen und nur einen beschränkten Erfolg haben. Man müsse die gute Jahreszeit abwarten. Er schlug vor, zuvor die Armeeführer und den General Micheler zu hören. Am 6. April wurde daraufhin ein neuer, außerordentlicher Kriegsrat berufen, an dem der Präsident der Republik, die in Betracht kommenden Minister, Nivelle und die Führer der Heeresgruppen, die Generale Micheler, Franchet d'Espérey und de Castelnau, teilnahmen. Nivelle wie

alle Generale waren für sofortigen Angriff, sobald man die Vorbereitungen beendet habe und das Wetter günstig sei, die Generale allerdings mit dem Vorbehalt, daß sie bezweifelten, ob der sofortige Durchbruch gelingen würde. Nivelle wollte daraufhin den Oberbefehl niederlegen, ließ sich aber bewegen, zu bleiben. Mit Recht betont Mangin, dem diese Schilderung entnommen ist, daß die Beratung ungünstig gewirkt und das gegenseitige Vertrauen zwischen dem Oberbefehlshaber und seinen Generalen zerstört habe. Nivelle wurde nur unruhig gemacht. Mangin meint, er hätte nicht zu einer Besprechung gehen dürfen, in der er vor seinen Unterführern zur Rede gestellt wurde.

Es waltete somit kein günstiger Stern über der feindlichen Offensive, als sie nunmehr in wesentlich abgeschwächter Form begann. Zwar hatte der englische Angriff, der am 9. April bei Arras begann, zunächst einen überraschenden Erfolg. Unsere 6. Armee hatte die Reserven nicht nahe genug herangezogen. Wir verloren die Vimyhöhen. Im Laufe des April aber erstarkte unser Widerstand, die Engländer kamen nach mehreren heftigen Angriffen nicht mehr vorwärts. Am 16. April begannen die französischen Angriffe an der Aisne und in der Champagne. Sie führten zu einigen örtlichen Erfolgen, brachen aber im Laufe des Mai im ganzen unter schwersten Verlusten zusammen. Der Durchbruch war gescheitert, die sicheren Hoffnungen Nivelles hatten sich nicht erfüllt. Mit fieberhafter Spannung hatte man in ganz Frankreich den Tag des großen Angriffs erwartet. Die lange Dauer des Krieges wurde unerträglich, es mußte ein Ende gemacht werden. Jeder hätte zehn Jahre seines Lebens gegeben, um am Tage des Sieges dabei zu sein. Mit jedem Tage, den man dem Angriff näher kam, wuchs die Nervosität. Man versprach sich Wunder und wollte um jeden Preis ein Ende des Druckes. So schildert Pierrefeu die Stimmung. Um so größer wurde der Rückschlag, als man sehr bald einsah, daß der Angriff gescheitert war. Ein starker Pessimismus sprach sich in der Presse aus und ergriff das Land. Die großen Verluste machten einen gewaltigen Eindruck. Viele Parlamentarier hatten nach Angabe Mangins der Schlacht zugesehen, ihre Nachrichten versetzten die Kammer und das Volk in Aufregung. Es hieß, die Artillerievorbereitung sei unzureichend gewesen, der Sanitätsdienst habe versagt.

Es ist von hohem Interesse für uns, auf Grund dieser Schilderungen festzustellen, daß der Siegeswille Frankreichs zu erlahmen begann. England aber blieb fest. Haig verwarf den Gedanken, die Offensive aufzugeben und auf die Mitwirkung der Russen und Amerikaner zu warten. Das dauere bis zum nächsten Jahre. Inzwischen

gebe man dem Gegner Zeit, sich zu erholen, er habe freie Hand, in Italien oder Rußland anzugreifen. Gegen einen starken und entschlossenen Feind könne man nur im Laufe der Zeit und unter schweren Kämpfen die Oberhand erlangen. Der Angriff müsse fortgesetzt werden, weniger um einen Durchbruch zu erzwingen, als um den Feind durch fortgesetzten Kampf zu zermürben. In mehreren Besprechungen in Paris brachte der englische Oberbefehlshaber diese Ansicht zum Ausdruck. Die englische Regierung schloß sich dem an. Lloyd George wurde durch die Erfolge der U-Boote beunruhigt. Man dürfe dem Gegner nicht Zeit lassen, bis der U-Bootkrieg seine volle Wirkung äußere.

Die französische Regierung gab zunächst nach und versprach die Fortsetzung der Offensive. Aber sie war nicht imstande, ihr Versprechen zu halten. Das Ansehen Nivelles war untergraben. Der Chef des Generalstabes der Armee erhielt das Recht, alle militärischen Pläne zu prüfen. Nivelle konnte nicht den kleinsten Angriff befehlen, ohne den Entwurf vorgelegt zu haben. Am 10. Mai ersuchte ihn der Ministerpräsident, seine Enthebung unter irgendeinem Vorwand nachzusuchen. Nivelle weigerte sich zunächst, weil ein Wechsel im Oberbefehl vom Feinde als Eingeständnis der Niederlage ausgelegt werde. Auch Pierrefeu berichtet, daß Nivelle sich an seine Stellung angeklammert und versucht habe, die Verantwortung für den mißglückten Angriff auf die Generale Mangin und Micheler zu verschieben. Micheler soll ihm dabei aber sehr deutlich geworden sein und ihm in einer sehr erregten Szene in seinem Zimmer, nachdem er vorher die Fenster geöffnet hatte, damit die ganze Umgebung es hören konnte, Infamie und Feigheit vorgeworfen haben. Daraufhin ersetzte die Regierung am 15. Mai den General Nivelle durch den bisherigen Chef des Generalstabes der Armee, Pétain. An dessen Stelle trat Foch.

Die Stimmung in der Armee wurde bedenklich. Dunkle Gerüchte liefen um. Man suchte nach Schuldigen. Der Wechsel im Oberbefehl schien die schlimmsten Gerüchte zu bestätigen. Eine defaitistische Organisation unterwühlte die Armee, sie bearbeitete die Urlauber, veranstaltete geheime Versammlungen, verteilte Flugblätter und suchte durch Agenten in Eisenbahnzügen und auf den Bahnhöfen auf die Mannschaften einzuwirken. Die Disziplin begann sich zu lockern. Einige Truppenteile weigerten sich, in den Schützengraben zu gehen, andere wollten nach Paris, um die soziale Revolution durchzuführen, und hielten die Züge und Kraftwagenkolonnen an. Die Meuterer achteten zwar im allgemeinen ihre Offiziere, aber sie versagten ihnen den Gehorsam. Sie wählten Vertreter und gründeten Soldatenräte nach russischem Muster. Lange genug habe der Krieg gedauert, er müsse sofort beendet werden, so hieß es. Unfähige

Generale hätten ihre Leute zur Schlachtbank geführt. Warum sich schlagen, während hinten die Arbeiter 15 bis 20 Franken den Tag verdienten! Die ersten Meutereien entstanden nach dem 20. Mai bei den Armeekorps, die mehrere Monate in Ruhe waren. Dann wurden die Frontsoldaten durch ihre Ersatztruppenteile angesteckt. Je länger die Mannschaften in Ruhe waren, um so mehr waren sie verdorben. Von hinten verbreitete sich die Meuterei nach vorne.

Soweit die Darstellung Mangins. Ähnlich schildert Pierrefeu die Vorgänge. Die ersten schlimmen Nachrichten hierüber seien Anfang Juni gekommen. Ein Regiment, das in die vorderste Linie einrücken sollte, sandte Vertreter zum Regimentskommandeur, um ihn zu benachrichtigen, daß die Mannschaften sich weigerten, zu gehorchen. An anderer Stelle verschanzten sich die Meuterer in ihrem Unterkunftsort, bildeten Soldatenräte und gaben durch Abgesandte den Offizieren ihre Bedingungen bekannt: Erhöhung der Löhnung, regelmäßiger Urlaub, Zusicherung, daß nicht eher gestürmt werde, bevor die feindlichen Gräben und Drahthindernisse zerstört seien. Ein General wurde mißhandelt. Vielfach ertönte der Ruf: „Nieder mit dem Krieg! Nieder mit den unfähigen Führern!" Rote Fahnen tauchten auf. Pierrefeu bestätigt, daß man den Offizieren zwar nicht mehr gehorchte, aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Achtung nicht versagte. So tief wie bei uns im November 1918 sanken die Meuterer somit doch nicht. In 16 Armeekorps traten diese Erscheinungen gleichzeitig oder kurz hintereinander auf. Die Heeresleitung gab die Schuld der politischen Agitation, dem Allgemeinen Arbeiterverband, den Syndikalisten. Sie warf der Regierung vor, daß sie trotz mehrfacher Warnung die Agitation nicht verhindert habe.

Diese Darstellungen sind ausführlich wiedergegeben worden, weil sie für uns von besonderer Bedeutung sind. Wer denkt nicht an dieselben Erscheinungen bei uns im Jahre 1918, insbesondere in den dunklen Novembertagen! Die Vorgänge wiederholen sich fast genau in derselben Form. Nur daß es der französischen Regierung und Heeresleitung gelang, der Bewegung Herr zu werden. Mit den schärfsten Maßnahmen wurde die Ordnung im Heer Ende Juni wieder hergestellt.

Es kann nicht wundernehmen und entspricht der französischen Gepflogenheit, wenn man die Schuld an diesen Vorgängen zum Teil auf Agenten schiebt, die im deutschen Solde gestanden hätten.

Am 7. Juli mußte der Kriegsminister in der Kammer erklären, daß man auf längere Zeit hinaus auf größere Operationen verzichten müsse. Pétain legte Wert darauf, zu betonen, daß man sich auf einen langen Kampf einrichten müsse. Die Presse sollte die öffentliche Meinung darüber

aufklären, daß man angesichts der Stärke des Gegners keine Wunder von ihm erwarten dürfe.

Die Fortsetzung des Kampfes fiel zunächst den Engländern allein zu. Bei Arras war es allmählich still geworden. Den Engländern war es nicht gelungen, weitere Erfolge zu erreichen. Deutlich war bei uns zu erkennen, daß sich die Engländer zu einem Angriff in Flandern gegen unsere U-Bootsbasis umgruppierten. Am 7. Juni erfolgte der Auftakt durch den Angriff auf den Wytschaetebogen, dessen Besitz für die Engländer als Grundlage für den weiteren großen Angriff erforderlich war. Leider hatten wir uns nicht entschließen können, die für eine Verteidigung äußerst ungünstige, vorspringende Stellung, die zudem unterminiert war, rechtzeitig zu räumen. Nach sorgfältigsten, langen, von uns genau verfolgten Vorbereitungen des Gegners begann sodann die große Flandernschlacht am 31. Juli, die bis in den Spätherbst anhielt. Das Ziel des Gegners wurde nicht erreicht, aber unser Kräfteverbrauch war groß. Reginald Kann (a. a. O.) erkennt die geschickte Führung der Verteidigung und den zähen Willen des Oberbefehlshabers der 4. Armee, Generals Sixt v. Armin, besonders an.

Die Tätigkeit der Franzosen beschränkte sich seit der gescheiterten großen Offensive an der Aisne und in der Champagne auf die Beteiligung einer Armee an der Flandernschlacht und je einen Teilangriff am 20. August bei Verdun und am 22. Oktober an der Laffauxecke. Beide Angriffe hatten einen zwar nur örtlichen, aber nicht unbedeutenden Erfolg. Sie waren, wie Mangin angibt, mit derartig ungeheuren Mitteln geführt worden, wie man sie auf ausgedehnten Fronten gar nicht anzuwenden imstande war. Man wollte sicher gehen. Große strategische Ziele wurden nicht erstrebt. Man nutzte die eigenen Erfahrungen vom Frühjahr und die der Engländer in der Flandernschlacht aus. Die Erfolge hoben den Geist der Truppe und das Vertrauen zum General Pétain. Die französische Armee war wieder angriffsfähig.

Da traf kurz nach dem französischen Erfolg bei Laffaux plötzlich die Nachricht von der schweren Niederlage der Italiener ein. Am 24. Oktober war der Durchbruch bei Tolmein erfolgt. Daß ein deutscher Angriff irgendwo bevorstände, hatten die Alliierten seit einiger Zeit vermutet. Nach einer englischen Angabe (Wright, „At the supreme war council“, in „Blackwood Magazine“ 1. 9. 20) rechneten sie auch mit der Möglichkeit eines deutschen Angriffs durch die Schweiz, durch den der rechte französische Flügel hätte umfaßt werden sollen. Die Schweizer Regierung habe eine Verletzung der Neutralität der Schweiz ebenfalls für möglich gehalten. Foch habe für diesen Fall bereits einen

Operationsplan aufgestellt. Danach sollten die Schweizer Truppen kämpfend in das Hochgebirge ausweichen. Inzwischen würden fünf französische Divisionen die durch das Aaretal marschierenden Deutschen umfassen, während die Schweizer Armee die andere Flanke angriffe. Wieweit dies zutrifft, muß dahingestellt bleiben. Daß Foch einen Plan entworfen hat zur Aufstellung einer Armee westlich des Jura, die sowohl gegen einen deutschen Durchmarsch durch die Schweiz bereitstehen, als auch zur schnellen Unterstützung der Italiener dienen konnte, wird anderweitig bestätigt (Puaux a. a. O.).

Nach der Darstellung bei Pierrefeu hat ferner der bekannte Staatsmann Messimy, zur Zeit Oberst in der Armee, schon frühzeitig in einem Briefe an den Ministerpräsidenten die Regierung gebeten, ihre Augen nach Italien zu richten, wo der nächste Stoß des Gegners erfolgen würde. Tatsächlich sei daraufhin die Verbindung mit Italien aufgenommen und ein Transportplan für die französischen Truppen entworfen worden. Italien sei aber nicht sehr geneigt gewesen, auf die französische Unterstützung einzugehen. Im Gefühl, den Österreichern überlegen zu sein, habe es vorgezogen, auf eigenen Füßen zu stehen. Die Erfolge, die dann die Italiener im Sommer in der 11. Isonzoschlacht errangen, hätten bei den Alliierten große Hoffnungen erweckt. Man habe den Italienern eine bedeutende Unterstützung angeboten, um beschleunigt Triest zu nehmen und auf Wien zu marschieren. Italien aber habe entweder eine Million Soldaten oder gar keine haben wollen. Soviel habe man nicht abgeben können, ohne die Westfront zu entblößen. Zudem habe Italien die Leitung der Operation beansprucht. So ließ man den Plan fallen.

Das Zusammenwirken auf dem italienischen Kriegsschauplatz stieß bei den Alliierten auf ähnliche Schwierigkeiten wie bei uns. Auch wir hatten keine Million verfügbar zur Unterstützung der k. u. k. Armee. So war auf beiden Seiten eine große Entscheidung nicht zu erreichen. Mit Unterstützung von sieben deutschen Divisionen konnte unser Angriff im Oktober 1917 nur ein begrenztes Ziel erstreben und nur von einer Seite aus, vom Isonzo, angesetzt werden. 1916 hatten die Österreicher lediglich mit ihren eigenen Kräften von Tirol aus angegriffen. Eine wirkliche Entscheidung wäre nur durch einen gleichzeitigen Angriff von Tirol und vom Isonzo aus möglich gewesen. Hierzu hätte es der Unterstützung durch starke deutsche Kräfte bedurft. 1916 wäre diese wohl möglich gewesen, wenn wir auf den Angriff bei Verdun verzichtet hätten. Statt dessen gingen beide Heeresleitungen damals ihre eigenen Wege.

Am 20. November erfolgte ein Vorstoß der Engländer bei Cambrai. Das wesentlich Neue hierbei war die völlige Geheim-

haltung der Vorbereitungen, die gelungene Überraschung und die erste Verwendung von Tanks in großem Maßstabe. Im französischen Großen Hauptquartier wußte bis zum Tage des Angriffs außer dem Oberbefehlshaber niemand etwas davon. Pétain allein war darüber unterrichtet und hatte seine Unterstützung versprochen. Eine schwache Stelle der deutschen Front war ausgesucht worden, wo unter Ausnutzung eines nebeligen Tages ohne Artillerievorbereitung 400 Tanks auf einer Front von 10 km Breite überraschend die deutschen Linien überrannten. Nach Angabe Pierrefeus hat Pétain, sobald er durch Fernsprecher Nachricht von dem Erfolg erhielt, sofort Unterstützungen in Marsch gesetzt. Aber die Engländer, die über ihren eigenen Erfolg erstaunt waren, hätten Zeit verloren und den Erfolg nicht genügend ausgenützt, so daß die Deutschen die Lücke hätten ausfüllen können.

Die Darstellung ist im wesentlichen richtig. Wenn die Engländer am 21. morgens mit starken Kräften vorgestoßen wären, konnte der Durchbruch gelingen. Eine gefährliche Krisis war bei uns entstanden. Aber die Engländer waren auf einen solchen Erfolg selbst nicht vorbereitet und hatten frische Kräfte nicht zur Stelle. Bekanntlich gelang es uns am 30. November, die Engländer ebenso überraschend anzugreifen und ihnen den Erfolg wieder zu entreißen. Die Lehre, die wir aus diesen Ereignissen zogen, war die, daß Überraschung die wichtigste Vorbedingung für den Erfolg eines Angriffs im Stellungskrieg sei.

Pierrefeu wendet gegen das englische Verfahren ein, daß der Versuch mit Tanks zu früh gemacht worden sei. Hätte man auf einer Front von 40 km Breite mit der vierfachen Zahl von Tanks angegriffen und sich zur unmittelbaren Ausnutzung des Angriffs bereitgehalten, so wäre ein bedeutender Erfolg möglich gewesen. Die Tanks hätten sich als das beste Mittel zur Überraschung und zum Durchbruch erwiesen. Solche Mittel äußerten ihre volle Wirkung hauptsächlich bei der ersten Anwendung. Es sei ein Fehler gewesen, daß die Engländer in der Sommeschlacht schon davon Gebrauch gemacht hätten, obwohl sie nur eine ungenügende Zahl von Tanks besaßen, während die Franzosen noch gar keine hatten. Die Deutschen hätten nach der Schlacht bei Cambrai bald Gegenmittel gegen die Tankgefahr gefunden. Pierrefeu knüpft hieran eine Betrachtung über die zukünftige Bedeutung der Tanks.

Mit dieser Frage beschäftigt sich auch ein interessanter Aufsatz des Obersten Fuller (Royal United Service Institution, Mai 1920). Die Waffenwirkung habe bisher der Verteidigung die Überlegenheit über den Angriff verschafft. Der Tank sei die Angriffswaffe geworden, die der Verteidigung überlegen sei. Seine Anwendung habe das moderne Schlacht-

feld umgestaltet. Wie die alten Ritter im Panzerschutz, aber mechanisch vorbewegt, trügen sie den Angriff beständig vorwärts. Bewegung und Feuer seien taktisch verbunden und wirkten unausgesetzt fort. Hätte Napoleon in der Schlacht bei Waterloo eine Maschinengewehrkompagnie gehabt, hätte er den Sieg errungen. Wenn die Engländer 1914 über Tanks verfügt hätten, wäre der Krieg von ihnen in demselben Jahre gewonnen worden. Die Frage wird in England viel besprochen. Während von der einen Seite behauptet wird, in zwanzig Jahren würden die Schlachten nur durch Tanks entschieden, wird von anderer Seite entgegengehalten, daß eine solche übertriebene Bewertung den Stoff über den Geist stelle und die Moral unterschätze.

Die weiteren Ereignisse des Jahres 1917, die russische Kerenski-Offensive im Juli in Galizien, die Einnahme von Riga und der Zusammenbruch Rußlands geben zu besonderen kritischen Bemerkungen keinen Anlaß.

In seinem Bericht an das Kriegsministerium gibt Sir Douglas Haig bei der Betrachtung der Lage am Ende des Jahres 1917 zu, daß der Kampf sich anders gestaltete, als die Entente bei der Konferenz Ende 1916 gedacht hatte. Die große allgemeine Offensive sei in der beabsichtigten Weise nicht zustandegekommen. Rußland habe versagt, die Franzosen und Engländer hätten angegriffen, bevor die Italiener bereit waren. Die italienische Niederlage habe eine Schwächung der Alliierten an der Westfront verursacht, bevor dort die Offensive zu Ende geführt gewesen sei.

Als am 3. Dezember in Frankreich die Nachricht von dem bevorstehenden russischen Waffenstillstand eintraf, war es klar, daß die Deutschen im Jahre 1918 ihre Hauptkräfte zu einem Angriff auf dem westlichen Kriegsschauplatz zusammenfassen würden. Die französische Armee, meint Pierrefeu, habe infolge der zweckmäßigen und weit ausschauenden Maßnahmen Pétains kampfkräftig und ohne sich durch nutzlose Angriffe geschwächt zu haben, bereitgestanden, nicht aber die Engländer. Den ganzen Sommer und Herbst hätten sie nach Nivelles System gekämpft und 400 000 Mann auf flandrischem Boden liegen lassen, ohne sich der Küste bemächtigen zu können. Nun fehlte es an Ersatz. Die englische Armee sei übermüdet und entmutigt gewesen und habe dieselbe Krisis wie die Franzosen nach dem 16. April durchmachen müssen. Auch Wright (a. a. O.) verurteilt den furchtbaren und nutzlosen Verbrauch der englischen Truppen in der zweiten Hälfte des Jahres 1917. Die Verluste gibt er niedriger an. Während der Flandernoffensive hätten die 1. und 5. Armee in der Zeit vom 1. Juni bis 13. November rund 13 000 Offiziere und 268 000 Mann verloren.

1918.

Das letzte Jahr des großen Ringens begann. Auf beiden Seiten erkannte man, daß es um die Entscheidung ging. Die Entschlüsse, die zu fassen waren, hatten eine ungeheure Tragweite.

Was von unserer Obersten Heeresleitung nach langer Überlegung beschlossen wurde, ist nachträglich der schärfsten Kritik unterzogen worden. Damals war alles für den Angriff im Westen, das Heer brannte darauf. Die Oberste Heeresleitung entschloß sich, die günstige Lage, die durch den Ausfall Rußlands entstanden war, zu einem großen Schlage im Westen auszunutzen. Angesichts der überwältigenden Angriffsmittel der Gegner schien es aussichtslos, den Krieg verteidigungsweise zu führen und die furchtbaren Abwehrschlachten nochmals durchzuhalten. Der Angriff zwischen Arras und La Fère wurde beschlossen. Er erschien taktisch günstig und konnte einen großen strategischen Erfolg haben, wenn es gelang, die Masse der Engländer von dem französischen Heere zu trennen und gegen die Küste zu drängen. General Ludendorff setzte seine ganze Tatkraft, sein organisatorisches und taktisches Geschick ein, um die Angriffsvorbereitungen auf Grund der bisherigen Kriegserfahrungen bis zur höchsten erreichbaren Vollkommenheit zu steigern.

General Ludendorff stand auf dem Standpunkt, daß „es in diesem Kriege allein um Sieg oder Niederlage ginge, ein Mittelding gäbe es bei dem Vernichtungswillen der Feinde nicht". Anders sei der Krieg nicht zu beenden. Er ist deshalb von den Anhängern eines Verständigungsfriedens, die mit Friedensresolutionen arbeiteten, und von den Vertretern einer Ermattungsstrategie aufs schärfste angegriffen worden. Hören wir, was der Feind hierzu sagt, dessen Stimme doch bei einer Verständigung auch in Frage kam.

General Mangin stellt bei Betrachtung der Lage um die Jahreswende 1917/18 fest, daß ein Friede ohne Sieger und Besiegte unmöglich gewesen sei. „Nur der Sieg mit den Waffen konnte dem Kriege ein Ende machen."

Allerdings berichtet Pierrefeu, daß in Frankreich auch der Gedanke aufgetaucht sei, Deutschland werde nach dem Zusammenbruch Rußlands die günstige Gelegenheit zu einem ehrenvollen Frieden ergreifen. Im Großen Hauptquartier habe man aber nicht daran geglaubt und mit Sicherheit auf einen deutschen Angriff gerechnet. „Niemals wird ein Soldat, der eine solche kriegerische Macht in Händen hat, darauf verzichten, sich ihrer zu bedienen." Die Entscheidung durch die Waffen sei die einzige, die Deutschlands würdig sei. So habe man sich den Gedankengang der Deutschen vorgestellt.

Daß wir unter diesen Umständen vor Beginn der Offensive einen Frieden hätten erlangen können, muß bezweifelt werden, es sei denn einen Frieden der Unterwerfung.

Reginald Kann (a. a. O.) stimmt dem Entschluß der deutschen Heeresleitung durchaus zu. Der Angriff, bevor die Amerikaner in voller Stärke eingetroffen waren, sei die beste Lösung gewesen. Eine Offensive gegen einen schwachen Teil der feindlichen Front, in Italien oder Mazedonien, hätte Deutschland den Frieden nicht gebracht. Eine Verteidigung verwirft Kann. Daß ein Durchbruch möglich gewesen sei, habe der englische Angriff bei Cambrai im November 1917 bewiesen.

Für unsere Gegner entstand zu Anfang des Jahres 1918 die Frage, ob sie unsere Offensive abwarten oder ihr zuvorkommen sollten. Der Chef des französischen Generalstabes der Armee, General Foch, soll nach Angabe Mangins für die Offensive gewesen sein. General Mangin tritt der Ansicht Fochs bei. Die Engländer hätten bei schärferer Anspannung der Rekrutierung ein stärkeres Heer aufstellen können, während in Frankreich endlich die aus den Kolonien kommende Ersatzquelle reichlicher floß. Schließlich wären auch die Amerikaner in Sicht gewesen. Man hätte daher der deutschen Offensive zuvorkommen müssen. Jede Offensive glücke im Anfang; man habe nicht wissen können, ob sie nicht einen großen Erfolg haben würde.

Im Gegensatz dazu war nach Angabe Pierrefeus Pétain der Ansicht, daß man sich zunächst auf die Verteidigung beschränken müsse. Der Trumpf, den man in Händen habe, sei der Eintritt der Amerikaner in den Krieg. Träfen sie zeitig genug ein und käme der deutsche Angriff nicht zu früh, so sei der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft.

Nach den Erfahrungen des Krieges wollte Pétain die Verteidigung elastisch führen. Es komme nicht auf die unbedingte Behauptung jedes Geländeteils an, vielmehr sei Spielraum genug vorhanden, ohne Paris zu gefährden. Die Regierung widersprach entschieden: unbedingt müsse man sich in den gegenwärtigen Stellungen behaupten. Besonders Clemenceau wollte keinen Schritt zurückgehen (Pierrefeu).

Wright (a. a. O.), der sich als Adjutant beim Obersten Kriegsrat in Versailles befand, gibt eine eingehende Schilderung der Beratungen, die zum Operationsplan der Entente für 1918 führten. Ende 1917 befanden sich erst 3½ amerikanische Divisionen auf französischem Boden. Auf Grund einer genauen Berechnung der eigenen und feindlichen Streitkräfte kam man zu der Überzeugung, daß man auch nach den zu erwartenden deutschen Transporten von Osten nach dem Westen immer noch eine Überlegenheit besitze. Trotz des Ausfalls der Russen und

Rumänen sei also kein Grund zur Besorgnis. Man entschloß sich im Westen zur Defensive, bis die Amerikaner eintreffen würden. Habe der Feind bis jetzt allen Angriffen widerstanden, so werde man dies auch leisten. Für den Februar 1918 erwartete man den deutschen Angriff. Vorbedingung für die Abwehr sei die Herstellung einer Einheitsfront von der Nordsee bis zum Adriatischen Meer. Zu dem Zwecke wurde Anfang November 1917 auf einer Konferenz in Rapallo die Einrichtung eines „Obersten Kriegsrates" beschlossen.

Der Operationsplan faßte außerdem eine Offensive gegen die Türkei ins Auge. Man hoffte die erschöpfte Türkei hierdurch zum Zusammenbruch zu bringen. Die Franzosen waren nicht ganz einverstanden, willigten aber schließlich ein unter der Bedingung, daß keine weißen Truppen vom westlichen Kriegsschauplatz weggezogen würden.

Um den Gedanken der Einheitsfront durchzusetzen, wurde in Versailles ein Kriegsvollzugsausschuß gebildet, dem Foch, Wilson (später Rawlinson), Cadorna und der Amerikaner Bliß angehörten. Seine Hauptaufgabe sollte darin bestehen, eine allgemeine Reserve zu schaffen und über ihre Verwendung zu bestimmen. Jeder Oberbefehlshaber, der französische, englische und italienische, verblieb im Besitze seiner Befugnisse, sollte aber eine vom Ausschuß zu bestimmende Anzahl von Divisionen für die allgemeine Reserve abgeben. Wright nennt diese ein Bankguthaben, auf das jeder zurückgreifen konnte, wenn er angegriffen wurde. Freiwillig würde nicht leicht jemand Reserven abgeben, wenn ein anderer angegriffen würde. Keiner der drei Oberbefehlshaber sei aber imstande, den zu erwartenden Angriff allein abzuwehren. Verhandlungen über gegenseitige Unterstützung im gegebenen Falle kosteten Zeit. Foch berechnete die allgemeine Reserve auf 30 Divisionen. Gleichzeitig sollte die englische Front bis Barisis ausgedehnt werden.

In den ersten Tagen des Februar 1918 nahm der Oberste Kriegsrat diesen Operationsplan an. Inzwischen wuchs die Spannung in Frankreich. Wo kam der Angriff? Bisher hatte man mit Sicherheit erwartet, die feindliche Angriffsrichtung durch sorgfältige Überwachung der Front mittels Flieger und Lichtbilderkundung rechtzeitig erkennen zu können. Ohne umfassende Vorbereitungen war ein solcher Angriff, der eine große Breite haben mußte, nicht möglich. An allen Fronten wurde an der Verstärkung der Stellungen gearbeitet. Schon im Dezember wurde das Eintreffen neuer deutscher Divisionen in Belgien gemeldet, die hinter der Front ausgebildet würden. An vielen Orten bemerkte man eine Vermehrung der deutschen Batterien. Aber eine bestimmte Angriffsrichtung wurde noch nicht erkannt. Auch der Januar verging, ohne daß der Angriff

kam. Die Armee und das Land wurden unruhig. Sollte man dem Gegner so lange Zeit lassen, in aller Ruhe seine Vorbereitungen zu treffen? War es nicht besser, ihm durch den Angriff zuvorzukommen? Pétain, so hieß es, richtet Frankreich zugrunde durch sein ewiges Zaudern. Aber Clemenceau und Pétain blieben standhaft. Pierrefeu meint, es sei zweifelhaft gewesen, ob man die allgemeine Ungeduld länger hätte zurückhalten können, wenn nicht im März der Angriff erfolgt wäre.

Im Februar begann sich der Schleier etwas zu lüften, der die deutschen Angriffsvorbereitungen verbarg. Die deutschen Divisionen versammelten sich angeblich in dem Winkel, der durch die Biegung der deutschen Front gebildet wurde. General v. Hutier, der seit Riga „als Spezialist für überraschende Angriffe" galt, erschien hier neu in der Front. Aber die Deutschen versammelten vermutlich ihre Divisionen nicht an der Angriffsstelle, sondern schoben sie erst im letzten Augenblick dorthin. Foch soll im Kriegsausschuß seine Ansichten dahin entwickelt haben, daß die Deutschen entweder im Westen die britische Front bei Cambrai oder im Süden die Franzosen bei Reims angreifen würden. Je weiter sie vordrängen, um so größer würde der Bogen ihrer neuen Aufstellung, um so gefährdeter dessen Flanken. Foch wollte die Hauptreserve in drei Teilen aufstellen. Der kleinste Teil sollte in der Dauphiné bereitgestellt werden, um in dem zwar unwahrscheinlichen Falle eines deutschen Angriffs gegen Italien sofort dorthin verschoben zu werden. Er konnte aber auch an den Hauptteil der Reserve herangezogen werden, der bei Paris versammelt werden sollte. Dieser stand bereit, nach beiden Seiten, nach Cambrai oder Reims, gegen die deutsche Flanke vorzugehen. Außerdem war ein dritter Teil der Reserve vorgesehen, der bei Amiens hinter dem schwächsten Abschnitt der englischen Front, der 5. Armee Gough, zur Unterstützung aufgestellt werden sollte.

Aber die Reserve kam nicht zustande. Am 3. März teilte Haig dem Kriegsvollzugsausschuß mit, daß er keine Divisionen für die Reserve zur Verfügung stellen könne, nachdem die englische Front verbreitert worden sei. Darauf weigerten sich auch die Italiener, der Plan fiel zusammen, der ganze Kriegsvollzugsausschuß verlor seine Bedeutung und trat außer Tätigkeit.

Am 21. März erfolgte unser großer Angriff zwischen Arras und La Fère. Er endete mit der Besitznahme eines im Bogen auf Amiens und bis Montdidier vorspringenden Geländes. Der taktische Erfolg war außerordentlich groß, aber er führte nicht zum Durchbruch. Und doch waren wir hart an einem großen operativen, ja, an einem entscheidenden Erfolg. Die englischen und französischen Berichte stimmen darin überein.

Unser Angriff hatte die 3. und besonders die schwache 5. englische Armee Gough getroffen. Nun fehlte Fochs Hauptreserve. Statt dessen wurde zwischen Engländern und Franzosen verhandelt. Pétain bestritt zunächst, daß es sich um den deutschen Hauptangriff handele. Dieser komme bei Reims, wo die Beschießung schon begonnen habe. Erst am 23. März einigte man sich dahin, daß die Franzosen sofort die Front bis südlich Peronne übernehmen und dazu ihren linken Flügel über Chauny—Noyon in Richtung auf Montdidier ausdehnen sollten. Inzwischen hatte Gough den Rückzug auf Amiens angetreten, dem die 3. Armee folgen mußte. Als Gough Amiens erreichte, war die Verbindung zwischen Franzosen und Engländern noch nicht hergestellt. Wenn die deutsche Heeresleitung, meint Haig in seinen Kriegsberichten, im März nur zwei bis drei gute Kavalleriedivisionen zur Verfügung gehabt hätte, so wäre es ihr möglich gewesen, einen Keil zwischen das englische und französische Heer zu treiben. General Mangin bestätigt, daß der Führer des französischen linken Flügels gemeldet habe: „Zwischen beiden Heeren besteht eine Lücke von 15 km, in der sich kein Mann befindet." Eine große Gefahr sei entstanden, wenn hier starke deutsche Kavallerie eingedrungen wäre. Der Weg in den Rücken der englischen und französischen Front, wo die Verstärkungen auf Lastkraftwagenkolonnen, die Artillerie ohne Bedeckung heraneilten, sei frei gewesen. Jeder der beiden Oberbefehlshaber habe hauptsächlich an das Heil des Heeres gedacht, das ihm anvertraut war. Pétain habe am 24. März befohlen, daß es in erster Linie darauf ankomme, die französische Front zu festigen, dann, wenn möglich, die Verbindung mit den Engländern aufrechtzuerhalten. Haig habe am 25. März aus Abbeville geschrieben, die Trennung der Engländer von den Franzosen sei nur eine Frage der Zeit. Er bereitete sich zum Rückzug vor, um die Kanalhäfen zu decken. „Der Zusammenbruch stand bevor."

Ebenso schwarz malt Wright (a. a. O.) die Lage. Wurden die Engländer von den Franzosen getrennt, konnten die Deutschen entweder die erschütterten Engländer auf die Kanalhäfen werfen oder sich gegen den linken französischen Flügel wenden. „Man konnte die Entfernung, die die Deutschen vom endgültigen Siege trennte, in Schritten messen. Es ist die kleine Entfernung von der deutschen Front bis Amiens." Der Verlust von Amiens hätte den Verlust des Krieges bedeutet. Abermals habe den Deutschen der Sieg gewinkt. „Sicherlich war dies die größte Niederlage, die wir in der Geschichte erlitten haben." Am 26. März hatte die Armee des Generals Gough aufgehört zu bestehen. Eilig wurde in London, Paris und Versailles verhandelt. Die Räumung von Paris wurde angeregt, Berechnungen wurden angestellt, um die Reste der englischen Armeen ein-

zuschiffen und zu retten. So entschlossen auch die Staatsmänner waren, man mußte doch damit rechnen, daß die Völker nicht mehr gewillt wären, weitere Kriegsanstrengungen zu machen.

Der „Matin" (13. November 1920) bestätigt, daß man an die Räumung von Paris gedacht habe. Clemenceau sei am 23. März von Compiègne, wo er mit Pétain gesprochen hatte, nach Paris zurückgekommen und habe Poincaré berichtet: „Die Sache steht sehr schlecht. Ich weiß nicht, ob wir nicht daran denken müssen, Paris zu räumen." Marschall Foch hat sich gegenüber Jules Sauerwein („Matin", 8. November 1920) ähnlich geäußert: „Nach allem, was ich hörte, war General Pétain im Begriffe, auf Paris zurückzugehen, General Haig auf das Meer. Das Tor stand den Deutschen offen: das bedeutete die Niederlage." Im „Matin" (13. November 1920) wird behauptet, Pétain habe bereits die Befehle zum Rückzug gegeben.

Ein anschauliches Bild der Lage und der Stimmung im Lande entwirft Pierrefeu. Das Land hinter der angegriffenen Front habe einen traurigen Anblick geboten. In langen Reihen wanderten überall verwundete oder erschöpfte Engländer, mit zerfetzten Kleidern und abgezehrtem Gesicht, den Feldlazaretten zu und kreuzten die vormarschierenden französischen Truppen. Hier und da saß eine Gruppe dieser Unglücklichen auf einem Steinhaufen, sie aßen und tranken und machten den Eindruck von erschütterten Soldaten, denen noch das schreckliche Getöse der Schlacht, das Zischen der Geschosse und das Springen der Granaten im Kopfe dröhnt. Flüchtende Frauen, Kinder, Greise schleppten Matratzen, beladen mit Bündeln und Hausgerät. Wir waren wieder bei den jammervollen Tagen der Invasion angekommen. Das Große Hauptquartier mußte von Compiègne nach Provins zurückverlegt werden. Seine plötzliche Abreise erschien als Flucht und steigerte die Aufregung der Bevölkerung.

Am 26. März fand ein großer Kriegsrat in Doullens statt, an dem der englische Kriegsminister, Lord Milner, der Chef des englischen Generalstabes, General Wilson, Poincaré, ferner Clemenceau, Pétain, Haig und Foch teilnahmen. Es war eine denkwürdige Sitzung, die einen Wendepunkt bedeutete. Man erkannte die Notwendigkeit einer einheitlichen Leitung. Ausdrücklich bezeugt es Foch (Vorrede zu der französischen Ausgabe der Kriegsberichte Haigs), daß Sir Douglas Haig die Entscheidung in dieser Frage herbeiführte. Die Stimmung war sehr gedrückt, nur General Foch zeigte einen starken Optimismus und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit auf sich. Er war durchaus für Standhalten. Auf ihn fiel dann auch die Wahl, er erhielt den Auftrag, die Operationen der Verbündeten „auf der Westfront in Einklang zu bringen.

Er hat sich hierzu mit den beiden Oberbefehlshabern ins Einvernehmen zu setzen, die ihm die erforderlichen Unterlagen zu geben haben". Zu einem wirklichen einheitlichen Oberbefehl kam man noch nicht. Erst als die Krisis andauerte, wurde am 3. April dem General Foch die „strategische Leitung der militärischen Operationen" übertragen. Jeder der beiden Oberbefehlshaber behielt aber „die volle Freiheit in der taktischen Führung seines Heeres und das Recht der Berufung an seine Regierung, falls nach seiner Ansicht sein Heer durch die Anweisung des Generals Foch gefährdet würde". Erst nach dem neuen deutschen Angriff erhielt General Foch am 24. April den „Oberbefehl über die verbündeten Armeen". Die Not der Lage hatte dazu gezwungen, alle Bedenken beiseitezusetzen und die Schwierigkeiten, die einer Koalition stets anhaften, zu überwinden. Der amerikanische General Bliß, der Vertreter Amerikas im Obersten Rat, hat sich darüber folgendermaßen geäußert („Army and Navy Journal" vom 3. Januar 1920): „Die fehlgeschlagene Unternehmung an den Dardanellen wurde nur durch die Furcht eines Teiles der Verbündeten veranlaßt, daß sich Rußland schließlich in ihren Besitz setzen würde. Dem wollte man zuvorkommen. Englands Interesse ging hauptsächlich dahin, zu verhindern, daß die Deutschen die Kanalküste erreichten. Es wollte sich selbst dort so festsetzen, daß es nicht vertrieben werden konnte. Frankreich strebte hauptsächlich danach, die verlorenen Provinzen wiederzugewinnen, während Italien und Serbien ihren Sonderzielen nachgingen. Nach den verschiedenen großen Fehlschlägen der Alliierten und nach dem ungeheuren Mißgeschick des Frühjahres 1918 sah man die Notwendigkeit eines einheitlichen Oberbefehls ein."

Foch war Ende März vor allem bestrebt, den Widerstand bei Amiens zu stärken und alle entbehrlichen Kräfte dorthin zu ziehen. Die deutsche Offensive kam zum Stehen. Demnächst schuf er sich Reserven durch Herausziehen von Divisionen aus der Champagnefront, sowie durch einige aus Italien zurückkommende Divisionen. Er wollte dem Gegner die Initiative entreißen und plante bereits einen Gegenangriff der Franzosen bei Montdidier, der Engländer beiderseits der Somme. Am 8. April besprach er die Einzelheiten mit Haig, als am 9. unser Angriff in Flandern losbrach. Auch wir wollten die Initiative behalten. Daß dies kein bloßes Schlagwort war, wie man dem General Ludendorff vorgeworfen hat, geht aus dieser Schilderung hervor. Erst dann mußte die Initiative aufgegeben werden, wenn sie aus Mangel an Kräften aussichtslos wurde.

Unser Angriff in Flandern bei Armentières am 9. April traf unter anderen auf zwei portugiesische Divisionen, die am anderen Tage abgelöst werden sollten! Sie wurden zertrümmert. Die Angriffsrichtung war für

die Engländer höchst gefährlich. Sie mußten unterstützt werden. Foch war für eine mittelbare Unterstützung durch einen Angriff auf Moreuil—Montdidier, wobei Haig die Aufgabe eines flankierenden Angriffs nördlich Amiens zufiel. Aber dieser glaubte alle Kräfte für den Kampf in Flandern nötig zu haben und wollte sogar den Bogen bei Ypern räumen. Foch war gegen eine Aufgabe des Geländes, die vom Feind als Zeichen von Schwäche aufgefaßt werde. Anderseits glaubte der Führer der für den Angriff bei Montdidier vorgesehenen französischen Heeresgruppe, General Fayolle, den Angriff ohne Mitwirkung der Engländer nicht ausführen zu können. So mußte sich Foch zur unmittelbaren Unterstützung der Engländer entschließen, war aber dabei bestrebt, Reserven in der Hand zu behalten für den Fall eines neuen feindlichen Angriffs oder um unter Umständen selbst angreifen zu können.

Unsere Offensive bei Armentières mußte Ende April abgebrochen werden, nachdem wir noch in den Besitz des beherrschenden Kemmel gekommen waren. Eine entscheidende Wirkung hatten wir nicht erreicht. Auch der taktische Erfolg war geringer als an der Somme.

Von diesem Zeitpunkt bis zum 27. Mai wiederholte sich in Frankreich dieselbe Aufregung wie vor dem 21. März. Pierrefeu schildert sie eingehend. Offenbar bereiteten die Deutschen einen neuen Stoß vor. Die bange Frage war, wo werden sie diesmal angreifen? Aus den schrecklichen Ereignissen hatte man die Lehre gezogen, daß der Gegner eine neue Kampfweise erfunden und in vollkommener Weise gehandhabt hatte. In Galizien, bei Riga und in Italien hatten die Deutschen sie zuvor versucht und nun in Frankreich auf einer breiten Front ausgeführt. Man hatte dieses Verfahren in Frankreich zuvor wohl erkannt, glaubte aber, daß es auf dem westlichen Kriegsschauplatz nicht anwendbar sei. Nun schien plötzlich hier kein Teil der Front mehr sicher gegenüber diesem neuen Angriffsverfahren. Überall wo der Feind überraschend mit seinen zum schnellen Vordringen ausgebildeten und ausgerüsteten Truppen angreifen würde, mußte man auf einen völligen Durchbruch gefaßt sein. Man stand vor einem neuen Ereignis. Das erstaunlich schnelle Manövrieren des Gegners, die Schnelligkeit, mit der er den Angriff verschob und abwechselnd die schwachen Stellen angriff, die Wirksamkeit seines Kampfverfahrens, die kurze und mächtige Artillerievorbereitung, die Gewandtheit der Truppen, sich im Gelände vorwärts zu arbeiten, hatten völlig überrascht. Man hatte kein geeignetes Verteidigungsverfahren hiergegen zur Verfügung. Die Gegenangriffe kamen bald zum Stehen. Das Ganze hatte etwas Wunderbares. Solche Angriffssprünge hatte man bis dahin noch nicht erlebt. Derartige Erfolge ließen sich nicht improvisieren, sie waren das Ergebnis einer

sorgfältigen Ausbildung der Truppe und der Führer. Man mußte eine neue Methode erfinden, die man den Deutschen entgegenstellen konnte. Mit Sorge sah man, wie die Reserven dahinschmolzen, und mußte sich fragen, ob die Truppen noch lange unter diesen Verhältnissen ausreichen würden.

Sollte man den feindlichen Angriff erwarten, um schließlich vernichtet zu werden, oder sollte man ihm durch den Angriff zuvorkommen? Dieselbe Frage wie vor dem Märzangriff tauchte auf. Pierrefeu bezeichnet es als Legende, daß man Pétain als Vertreter der ersteren Ansicht, Foch als den der letzteren bezeichnete. Man sprach von der Methode Foch, der Methode Pétain. Tatsächlich war es Foch, der drei Monate lang entschlossen bei der Defensive blieb und keineswegs sich in Abenteuer stürzte.

Zunächst handelte es sich darum, den nächsten Schlag zu parieren. Anfang Mai mußte man sich schlüssig werden. Vom operativen Standpunkt aus wäre es für die Deutschen am vorteilhaftesten gewesen, wenn sie erneut die Trennung der Engländer von den Franzosen erstrebt hätten. Die Folgen wären unberechenbar gewesen. Aber der erste Versuch war gescheitert. Die Engländer und Franzosen waren an dieser Stelle auf der Hut. Der zweite Versuch konnte teuer zu stehen kommen, er konnte nur durch Gewalt gelingen, Überraschung war ausgeschlossen. Der Preis lohnte aber den Versuch. Man mußte sich also darauf vorbereiten und seine Reserven hier bereithalten. Wie aber, wenn Ludendorff an einem anderen, entfernten Punkt angriff? Würde man rechtzeitig dorthin kommen? Eine Verteilung der Reserven auf die ganze Front gab nirgendwo die nötige Sicherheit, wenn man dadurch vielleicht auch eine Katastrophe vermied. Foch entschloß sich, seine Reserven an der Somme und an der Lys zu gruppieren. Die deutsche Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern hatte Reserven hinter der Front stehen. Die Engländer, nach den bösen Erfahrungen nervös geworden, verlangten Unterstützung. Die französische Heeresleitung nahm an, daß der entscheidende deutsche Angriff mit einem ablenkenden Vorstoß an anderer Stelle verbunden sein würde. Das hatte man schon 1916 bei Verdun und am 21. März 1918 geglaubt. Nach einem Angriff in der Champagne konnten die Deutschen sich schnell gegen die Engländer wenden. Das waren nach Pierrefeu die Gründe, die Foch bewogen, seine Reserven nach dem Norden zu verschieben. Pétain soll dagegen gewesen sein und versucht haben, einige Reserven zurückzubehalten. Foch bestand aber auf seinem Vorhaben. Soweit die französische Darstellung.

Am 27. Mai erfolgte unser Angriff. In der Schlacht bei Soissons und Reims errangen wir einen überraschend großen Erfolg

und gelangten bis zur Marne. Anfang Juni stellten wir unser Vorgehen ein. Ein kurzer Vorstoß bei Noyon am 9. Juni brachte keinen wesentlichen Erfolg.

Der Maiangriff hatte die Franzosen völlig überrascht. Gerade hier am Chemin des Dames hatte man am allerwenigsten einen Angriff erwartet. Man hatte die Stellung für uneinnehmbar gehalten; sie galt als ruhige Front, an die man nach der letzten großen Schlacht abgekämpfte Divisionen geschickt hatte. Die 6. Armee, die hier stand, hatte nicht das geringste von den deutschen Vorbereitungen gemerkt. Pierrefeu gibt den Inhalt eines Berichtes der 6. Armee vom 4. Juli 1918 wieder. Danach lag bei ihr bis zum 26. Mai kein ernstliches Anzeichen vor, das auf einen bevorstehenden Angriff hätte schließen lassen. An diesem Tage morgens wurden zwei Gefangene gemacht, ein Soldat und ein Offizieranwärter. Der Soldat sprach von Angriffsabsichten, Patronen und Handgranaten seien verteilt worden. In dieser oder der folgenden Nacht sei der Angriff geplant. Er wollte tagsvorher Mannschaften von Garderegimentern gesehen haben. Der Offizieranwärter behauptete, von Angriffsabsichten nichts zu wissen. Man drang in einem erneuten Verhör auf ihn ein und stellte ihm vor, daß es als Spionage behandelt werde, wenn er falsche Angaben machte. Auf diese Weise eingeschüchtert, machte er schließlich genaue Angaben über den für den folgenden Tag angesetzten Angriff. So wurde erst am Nachmittag vor dem Angriff die Gefahr erkannt. Pierrefeu gibt zu, daß die deutschen Vorbereitungen mit einer erstaunlichen Sorgfalt geheimgehalten worden seien, meint aber, daß die Franzosen aus den Ereignissen vom 21. März nicht die nötige Lehre gezogen und das neue, auf Überraschung begründete deutsche Angriffsverfahren nicht hinreichend gewürdigt hätten. Nach der anfänglichen Bestürzung habe man sich schließlich bei dem Gedanken beruhigt, daß solche Angriffe nur gegen Russen und Italiener wirksam gewesen seien. Auch der deutsche Erfolg vom 21. März sei nur dem Umstand zuzuschreiben, daß er gegen die Engländer errungen worden sei, die man als mittelmäßig bezeichnete.

Als man am 26. Mai abends im Großen Hauptquartier die Nachricht von dem bevorstehenden Angriff gegen die 6. Armee erfuhr, war man zunächst in Sorge. Die Reserven befanden sich in Flandern, vor Ablauf von zwei Tagen konnte keine Division herangebracht werden. Aber man tröstete sich mit der Stärke der Stellung. Um so größer war nachher die Bestürzung über das überraschend schnelle Vordringen der Deutschen. Clemenceau wurde in der Kammer interpelliert und hatte drei Stunden lang einen schweren Stand. Viele Abgeordnete wurden ängstlich und verlangten nach einem anderen Oberbefehlshaber. Clemenceau behielt aber das Ver-

trauen zu der bisherigen Heeresleitung und setzte seine Ansicht durch. Mangin berichtet, Foch habe den Angriff zunächst für eine Ablenkung gehalten und den Hauptangriff auf der englischen Front erwartet. Bis zum 29. habe er die Reserven dort belassen, so sehr Pétain ihn drängte, sie heranzuziehen. Erst als man erkannte, daß der deutsche Angriff auf die Marne zu weitergeführt wurde, seien die Reserven vom nördlichen Schauplatz herangezogen worden. Sobald sie ausgeladen waren, wurden sie einzeln in den Kampf geworfen. Einen Augenblick aber, bevor die ersten Divisionen ankamen, habe der Gegner nichts mehr vor sich gehabt. Château-Thierry war nur 50 km von Provins, dem Großen Hauptquartier Pétains, entfernt. Eine gute Straße verband die beiden Städte. Wenn auch die Brücken zerstört waren, konnten die deutschen Panzerkraftwagen über den Fluß gesetzt werden und bis zum Großen Hauptquartier vorellen, ohne auf irgendein Hindernis zu stoßen. Keine Truppe war da, um sie aufzuhalten. Man sperrte eiligst die Straße und dachte schon wieder daran, das Hauptquartier zu verlegen.

In dieser Lage richtete sich die Stimmung des Landes auf durch das Erscheinen der Amerikaner. Am 2. Juni erging (nach Auszügen aus dem Bericht des Generals Pershing in amerikanischen Zeitungen, mitgeteilt im „Militär-Wochenblatt" 1920, Nr. 84) ein Hilferuf der Premierminister Frankreichs, Englands und Italiens an Wilson. Es bestehe die Gefahr, so hieß es darin, daß der Krieg verlorengehe, wenn die Unterlegenheit der Alliierten nicht durch schleunige Ankunft amerikanischer Truppen behoben würde. Nur dadurch könne eine Niederlage der Alliierten abgewendet werden, sonst würden deren Reserven früher als die der Deutschen erschöpft sein. Die lebendige Schilderung, die Pierrefeu vom Eintreffen der Amerikaner entwirft, läßt die außerordentliche Tragweite der amerikanischen Hilfe erkennen. Er berichtet, wie auf den Straßen über Coulommiers und Meaux in ununterbrochenen Reihen die Amerikaner eng gedrängt auf Lastkraftwagen, die Weisen ihres Landes singend, unter dem Jubel der Bevölkerung daherfuhren. Der Anblick dieser prächtigen Jugend von jenseits des Meeres, dieser jungen Leute von 20 Jahren, alle glatt rasiert, strahlend von Kraft und Gesundheit in ihrer neuen Ausrüstung, wirkte Wunder. „Ergreifend war der Gegensatz zu den französischen Regimentern, deren Mannschaften, in abgerissenen Kleidern, abgezehrt und hohläugig, sich nur mit äußerster Anstrengung aufrechthielten. In neuen Wellen kam das Leben heran, um dem fast blutleeren Körper Frankreichs frische Kraft zu bringen. So kam es, daß in diesen Tagen der Prüfung, als der Feind zum zweiten Male an der Marne stand und uns entmutigt glaubte, wider alles Erwarten ein unsagbares Vertrauen alle französischen Herzen ergriff."

Nachdem die deutsche Marne-Offensive Anfang Juni ihr Ende gefunden hatte, fühlte man in der ersten Hälfte des Juli das Herannahen eines neuen deutschen Angriffs, der die Entscheidung bringen sollte. Diesmal glaubte man vor einer Überraschung sicher zu sein, vor allem aber waren 250 000 Amerikaner bereit, in die Front zu rücken. Wäre man, meint Pierrefeu, auf die eigenen Kräfte angewiesen gewesen, so sei es nicht möglich gewesen, auch bei diesem neuen Angriff dem Feinde den Weg sicher zu sperren. Sowohl die Engländer verlangten nach Reserven, als auch Pétain, der die Champagne als nächstes Angriffsziel bezeichnete. Ohne die Hilfe der Amerikaner sei es nicht möglich gewesen, diesen Anforderungen nachzukommen. Alles hätte auf dem Spiel gestanden, wenn fünf oder sechs Divisionen gefehlt hätten.

Am 15. Juli erfolgte unser letzter großer Angriff beiderseits Reims. Pierrefeu bezeichnet diesen Tag als den Höhepunkt des Feldzuges von 1918. An diesem Tage sei das Gleichgewicht der Kräfte gebrochen worden, von da ab habe sich die Wage unaufhörlich auf der einen Seite gehoben, auf der anderen gesenkt. Dies mußte den Ausschlag geben, während Tapferkeit und Kampflust auf beiden Seiten ungefähr gleich waren.

Schon acht Tage vor dem Angriff soll Pétain mit Sicherheit dem General Foch haben angeben können, daß der Angriff nicht gegen die Engländer stattfinden werde, sondern in der Champagne.

Östlich Reims war der schwere Entschluß von den Franzosen gefaßt worden, die Höhen von Moronvilliers bei einem deutschen Angriff aufzugeben und auf die zweite Stellung zurückzugehen. Nur schwache Abteilungen blieben zur Täuschung des Gegners vorne stehen, die bewußt geopfert wurden. Der Angreifer wurde durch sie zwischen der ersten und zweiten Linie aufgehalten, erlitt durch die Artillerie schwere Verluste und kam vor der Hauptstellung zum Stehen. An der Marne gelang es den Deutschen, über den Fluß vorzudringen, obwohl ein gefangener deutscher Offizier die Franzosen benachrichtigt hatte. Aber auch hier stockte der Angriff bald.

Am 18. Juli setzte der große Gegenangriff der Franzosen aus der Richtung von Villers-Cotterêts ein. Dieser Tag war der Wendepunkt des Krieges im Jahre 1918: Am Vormittag des 18. Juli befand sich General Ludendorff zu einer Besprechung im Hauptquartier der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht in Tournai. Der Augenblick ist mir unvergeßlich, als in meinem Zimmer durch den Fernsprecher die ersten Meldungen über den Einbruch der Franzosen südwestlich Soissons ankamen. Man ahnte, daß sich ein Umschwung anbahnte. Die Initiative

ging auf den Gegner über. Der Angriff traf in gefährlichster Weise die Flanke unserer im Bogen von der Aisne auf Château-Thierry und Dormans bis zur Marne und über sie hinaus vorspringenden Aufstellung. Bereits am 17. hatte die Oberste Heeresleitung befohlen, die südlich der Marne befindlichen Truppen in der Nacht 20./21. Juli zurückzunehmen. Der Angriff kam uns zuvor.

Über die Entstehung und Ausführung des Angriffes am 18. Juli ist durch General Mangin Näheres bekannt geworden. Mangin hatte am 16. Juni die Führung der Armee übernommen, die mit der Armee Degoutte zusammen den Angriff am 18. Juli ausführen sollte. Gleich nach Übernahme des Oberbefehls will General Mangin begonnen haben, den Angriff gegen die Flanke unseres auf Château-Thierry vorspringenden Bogens vorzubereiten, indem er Artilleriestellungen, Munitionsdepots und Sanitätsanstalten einrichtete. In den Wäldern bei Villers-Cotterêts war es möglich, diese Maßnahmen und später auch die Bereitstellung der Infanterie bis zum letzten Augenblick der Kenntnis des Gegners zu entziehen. Es wurde festgestellt, daß die gegenüberstehenden deutschen Divisionen nur eine geringe Stärke besaßen. Alle Vorbereitungen wurden so getroffen, daß die Versammlung der Truppen in vier Tagen ausgeführt werden konnte. Durch telegraphischen Befehl vom 13. Juli wurde der Beginn der Versammlung auf den 14. Juli, der Angriff auf den 18. Juli festgesetzt. Man erwartete, daß die Deutschen zwischen Château-Thierry und Reims angreifen würden, und wollte dann in ihre Flanke stoßen. Am 15. Juli wurden durch Befehl des Generals Pétain die Bewegungen zur Versammlung unterbrochen, nachdem der deutsche Angriff erfolgt war. Foch traf an diesem Tage bei der Heeresgruppe Fayolle, die den französischen Angriff leiten sollte, ein und hob den Befehl Pétains auf. Die Vorbereitungen wurden sofort in aller Stille wieder aufgenommen.

Am 18. um 4 Uhr 35 Minuten morg. griff die Armee Mangin zwischen Aisne und Ourcq ohne jede Artillerievorbereitung an. 321 Tanks begleiteten die Infanterie. Die Deutschen wurden nach den französischen Angaben völlig überrascht. Weiter südlich zwischen Ourcq und Marne ging die Nachbararmee, verstärkt durch amerikanische Divisionen, vor. Der Erfolg war bekanntlich groß. Pétain begab sich, wie Mangin erzählt, mit General Fayolle zu dem Gefechtsstand des Generals Mangin. Er war der Ansicht, daß die verfügbaren Kräfte und die allgemeine Lage nur eine beschränkte Ausbeutung des Erfolges gestatteten. Man müsse sich nach der Tiefe gliedern und das eroberte Gelände behaupten. Foch, hierüber benachrichtigt, befahl aber die Fortsetzung der Offensive.

Pétain erscheint in dieser Darstellung recht vorsichtig, Foch war

offenbar die treibende Kraft. Am 7. August erntete er den Dank und wurde Marschall von Frankreich. Das Verdienst des Generals Mangin wird in seiner eigenen Darstellung gebührend hervorgehoben, wie dies in „Erinnerungen" üblich ist.

Mangin bestreitet, daß eine kurze, kräftige Artillerievorbereitung und Vernebelung vor dem Angriff stattgefunden habe, wie General Ludendorff in seinem Werke angebe. Auch seien keine Tanks zur Personenbeförderung verwendet worden, die durch die deutschen Linien durchgefahren wären und ihre Insassen im Rücken der Deutschen zur Bildung von Maschinengewehrnestern abgesetzt hätten. Das sei nur Einbildung.

Es ist in Frankreich behauptet worden, Pétain sei nicht für den Angriff am 18. Juli gewesen. Es kann wohl als feststehend angenommen werden, daß er überhaupt ein Gegner der im französischen Generalstab vielfach vertretenen Offensive um jeden Preis war. Schon vor dem 21. März und mehr noch nach dem 27. Mai hat er dem Drängen dieser Partei offenbar Widerstand geleistet und beruhigend auf die erregten Gemüter eingewirkt. Sein Standpunkt war unerschütterlich: bevor man zum allgemeinen Gegenangriff schritt, müsse der Gegner seine Kräfte verbraucht haben, während anderseits das Eintreffen amerikanischer Divisionen den Alliierten die zahlenmäßige Überlegenheit verschaffe. Er wollte sicher gehen und wog die Aussichten des Kampfes sorgfältig ab. Pierrefeu läßt durchblicken, daß Pétain lieber noch einige Tage gewartet hätte, bis der Gegner sich südlich der Marne noch weiter vorgewagt und dort auch die Reserven eingesetzt hätte, die die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht nach und nach der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz senden mußte. Es ist von der französischen Kritik nachträglich behauptet worden, daß es in diesem Falle den Deutschen nicht möglich gewesen wäre, so schnell ihren Rückzug über die Marne auszuführen. Wenn man noch vier bis fünf Tage gewartet hätte, wären auch die nachrückenden deutschen Reserven bereits südlich der Marne in die französische Schlinge hineingelaufen und abgeschnitten worden, während sie am 18. Juli noch weiter nördlich im Anmarsch waren und schnell zur Abwehr gegen den Flankenangriff eindrehen konnten.

Foch hat durchaus richtig gehandelt, als er den günstigen Augenblick sofort ausnutzte. Hätte er noch vier bis fünf Tage gewartet, so hätte er das südliche Marneufer geräumt und uns nördlich davon zur Abwehr bereitgefunden. Die Lage war ähnlich wie kurz vor der ersten Marneschlacht im Jahre 1914. Damals wollte der Chef der Operationsabteilung im Stabe Joffres, General Berthelot, ebenfalls die Deutschen noch weiter auf die Seine zu marschieren lassen und in die Falle hineinlocken, ehe von

Paris aus der Flankenstoß einsetzen sollte. Joffre griff auf Drängen Gallienis aber sofort an. Hätte er nur einen Tag gewartet, so wäre die Lage eine ganz andere gewesen. Wir waren gerade im Begriffe, auf dem rechten Heeresflügel nach rechts abzuschwenken und die Front nach Paris zu nehmen.

Stellt man dem Gegner Fallen, so pflegt dieser, wie der Graf Schlieffen sagte, die ihm dabei zufallende Rolle nicht zu übernehmen.

Wie zu erwarten war, setzte nach dem ungünstigen Ausgang der deutschen Offensive von 1918 eine scharfe Kritik der Maßnahmen der deutschen Obersten Heeresleitung in Frankreich ein. Sehr eingehend hat sich General Buat darüber geäußert. Er ist der Ansicht, daß ein einzelner Angriff, so stark er auch gewesen sei, früher oder später hätte scheitern müssen. Zuerst dringe man vor, um so weiter, je überraschender der Angriff erfolgte, je breiter er angesetzt und je stärker er mit Artillerie ausgestattet war. Sobald aber der Gegner die Angriffsstelle erkannt habe, flössen alle seine Reserven dort zusammen. In Rußland, wo das Straßen- und Eisenbahnnetz weniger entwickelt sei, gehe dies langsamer vonstatten. In Frankreich aber sei die Gefahr, sobald sie erkannt war, schon beseitigt gewesen. Es sei ein vergeblicher Versuch, die Front zu durchbrechen, bevor der Feind seine Reserven verbraucht habe und genötigt gewesen sei, sie auf die ganze Front zu verteilen. Eine solche Zersplitterung der Reserven sei aber nur durch eine Reihe von Angriffen zu erreichen. Dann erst habe ein Angriff an anderer Stelle Aussicht, durchzubrechen, wenn der Verteidiger dem nichts mehr entgegenzustellen habe.

Unser Grundirrtum sei gewesen, von vornherein im März 1918 nur einen einzigen Angriff, „wenn auch einen großzügigen", statt wenigstens zwei zugleich zu unternehmen. Schlage der Angriff fehl, und komme nicht ein günstiger Zufall zu Hilfe, auf den ein Heerführer nie von vornherein rechnen dürfe, dann sei die riesenhafte Anstrengung vergebens. Unsere Angriffe seien immer nur nacheinander und mit so langen Pausen dazwischen erfolgt, daß die Rückwirkung des einen sich nicht auf den folgenden übertragen habe. Die gegen den einen Angriff eingesetzten französischen Divisionen hätten sich ergänzen und erholen können, bevor der folgende Angriff begann. „Darin bestand die große Schwäche der Methode Ludendorffs."

Die Schwierigkeit, in Frankreich zu siegen, bestand nach Buat nicht in dem Durchbruch durch die Front, der immer möglich war, sondern in der Ausbeutung des Durchbruchs. War die Tür eingestoßen, mußte man in das Haus eindringen. Wenn man die Entscheidung suchte, war der wirkliche und gefährlichste Gegner nicht der, der in den Gräben gegen-

überstand, sondern der, der später kam und mehr oder weniger weit hinter den überschrittenen Gräben den Angriff zum Stehen brachte. Alles kam also darauf an, die Reserven zuvor zu vernichten oder zu zersplittern, ehe ein Durchbruch erfolgen konnte. Dazu gab es aber nur ein einziges Mittel: Angriffe an verschiedenen Stellen, mit kurzen, zeitlichen Abständen, so daß sie schließlich gleichzeitig wurden, um alle verfügbaren Kräfte durch die beständig notwendig werdenden Ablösungen und Verstärkungen zu verbrauchen. Dann erst hat die Stunde des Durchbruchs geschlagen. Ein letzter Angriff, breiter als die bisherigen, unter äußerster Aufbietung der materiellen Mittel und mit tiefgegliederten Infanteriedivisionen kann dann in voller Ruhe vorrücken. Nichts wird ihn in der Ausbeutung des Durchbruchs aufhalten, alle Ziele sind ihm gestattet.

Derselbe Standpunkt wird in dem erwähnten Aufsatz in „Quarterly Review" von englischer Seite vertreten. Der Verfasser meint, wenn die Deutschen im März 1918 gleichzeitig noch zu einem Angriff gegen die Engländer an der Lys oder gegen die Franzosen am Chemin des Dames imstande gewesen wären, so wäre es unmöglich gewesen, den Angriff vor Amiens zum Stehen zu bringen.

General Buats Ausführungen sind an sich zutreffend. Doch ist er einsichtig genug, zuzugeben, daß es nicht genügt, theoretisch die Richtigkeit dieser Methode zu erkennen, sondern daß man auch die Mittel zur Ausführung haben muß. Es handelt sich nicht nur um die erforderliche Zahl von Divisionen, sondern um Massen von Artillerie, Fliegern, Munition, Kraftwagenkolonnen, Minenwerfern und um zahlreiche andere Kriegsmittel. Unsere Kräfte und Mittel waren aber beschränkt. Alle Divisionen für den Angriff mit Gerät und Pferden auszustatten, war ausgeschlossen, wir mußten uns auf eine Anzahl besonders für den Angriff bestimmter Divisionen beschränken. Die Breite eines Angriffs war von der verfügbaren Artillerie abhängig. Eine Ausdehnung über 50 km war nicht angängig, selbst wenn wir alles zusammenzogen, was verfügbar war. Um einen zweiten Angriff nach dem ersten auszuführen, mußten wir Artillerie, Flieger usw. herausziehen und umgruppieren. Mit jedem weiteren Angriff wuchs die Schwierigkeit der Ersatzlage.

Über alle diese Schwierigkeiten war sich General Ludendorff klar, als unser Angriff begonnen wurde. Die Krone des erstrebten Erfolges war, wie er meinte, die „Operation", in der wir unsere Überlegenheit zur Entfaltung bringen konnten. Wenn es nicht beim ersten Angriff gelang, so hoffte er es bei einem späteren zu erreichen. Allerdings war die Lage dann schon ungünstiger. Sorgfältig vorbereitet, trat das Heer „an die größte Aufgabe seiner Geschichte". Der Märzangriff führte nicht zum

Ziel, so groß der Erfolg auch war. Die Angriffskräfte und Mittel beim Aprilangriff bei Armentières standen schon nicht mehr auf derselben Höhe wie beim ersten Angriff. General Ludendorff erkannte sehr wohl, daß „im weiteren operativen Handeln keine Zeit zu verlieren war". Ihm entging auch der Nachteil des Zeitverlustes nicht, der durch das Verschieben der gewaltigen Angriffsmittel zu einem neuen Angriff entstand, er vermochte diesen Umstand aber nicht zu ändern. Überstürzen durfte man die weiteren Angriffe erst recht nicht. Die Fortführung der Operationen war so gedacht, daß der Gegner durch einen Angriff der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz zu einem bedeutenden Kräfteeinsatz dieser gegenüber veranlaßt werden sollte. Dann war beabsichtigt, die Offensive in Flandern fortzusetzen. Es wurde Ende Mai, ehe die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz den Angriff am Chemin des Dames begann. Er führte wesentlich weiter, als man geglaubt hatte. Nach einigen Versuchen, den Angriffserfolg zu verbreitern, trat Mitte Juni vor der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz Ruhe ein, zu einer Zeit, als der verfehlte österreichische Angriff in Italien begann. Die englische Armee hatte seit Mitte Mai Ruhe, sie konnte sich von dem schweren Schlage erholen, den sie erlitten hatte. General Ludendorff war der Ansicht, daß in Flandern noch zu starke englische Reserven standen. Durch einen nochmaligen Angriff beiderseits Reims Mitte Juli — eher konnten die Vorbereitungen nicht beendet sein — sollte daher eine entscheidende Schwächung des Feindes in Flandern herbeigeführt werden. Wiederum sollten dann die Artillerie, Flieger und Minenwerfer nach der Flandernfront herumgeworfen werden, um 14 Tage später, Anfang August, hier entscheidend anzugreifen. Hierzu kam es nicht mehr.

Nicht zu überwindende Schwierigkeiten standen somit einer operativen Angriffsmethode, wie sie Buat für allein richtig hält, entgegen. Hätten wir deshalb auf den Angriff verzichten sollen? Daß wir es nicht wieder auf Abwehrschlachten ankommen lassen durften, die nach Eintreffen der Amerikaner noch gefährlicher werden mußten als bisher, ist schon erörtert worden. Buat spricht seine Ansicht auf Grund der Erfahrungen des ganzen Jahres 1918 aus. Sie standen uns damals nicht zu Gebote. Freilich konnten die mißglückten Angriffsschlachten der Entente in den vorhergehenden Jahren von einem gleichen Versuche abschrecken. Wir konnten aber hoffen, daß die Güte unserer Truppe, die Zweckmäßigkeit eines neuen taktischen Angriffsverfahrens, die Sorgfalt der Ausbildung und der Vorbereitungen uns den Erfolg sichern würden. In den erwähnten Angaben amerikanischer Zeitungen über den Bericht Pershings heißt es: „Als am 21. März das deutsche Heer an der Westfront eine Reihe von Angriffen begann, war es bei weitem die mächtigste Truppe, die die Welt je gesehen

hat. An Kampftruppen und Geschützen besaß es eine große Überlegenheit. Aber das war von geringerer Wichtigkeit, als der Vorteil, den Moral, Erfahrung, Ausbildung und die Einheitlichkeit des Kommandos für den Bewegungskrieg brachten . . . Die besten Truppen Deutschlands, seine erfolgreichsten Generale und die gesamten Erfahrungen von drei Kriegsjahren waren zur höchsten Leistung zusammengefaßt."

Wie nahe wir am Ziele waren, hat sich aus der französischen und englischen Darstellung der Ereignisse ergeben.

Gewiß kann eine nachträgliche Kritik manches herausfinden, was wir hätten besser machen können. Zu einem endgültigen Urteil reichen die bisherigen Veröffentlichungen aber noch nicht aus. Es muß daher dahingestellt bleiben, ob die Wahl einer anderen Angriffsrichtung, etwa in Flandern, im März besser gewesen wäre, und ob nicht doch mehr Wert auf einen gleichzeitigen Ablenkungsangriff gelegt werden konnte. Auch ist zu erwägen, ob die ständige Fortsetzung der Offensive an dieser oder jener Stelle zweckmäßig war, nachdem die ersten, mit unseren besten Angriffskräften und -mitteln ausgestatteten Angriffe nicht zum Ziele geführt hatten, und ob nicht eine rechtzeitige Zurückführung des Heeres in eine verkürzte rückwärtige Stellung sich empfohlen hätte. Dem stand aber das schwere Bedenken gegenüber, daß wir dadurch endgültig in die Verteidigung zurückfielen, deren Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte. Alle diese Fragen sind zur Entscheidung noch nicht völlig reif. Was unsere Gegner zur Ausführung unserer Offensive im einzelnen zu bemerken haben, bildet einen beachtenswerten Beitrag zur Kritik, auch wenn man den Ausführungen nicht immer beizutreten vermag.

In bezug auf die Offensive am 21. März urteilt Mangin, daß sie gut vorbereitet und daß der Angriffspunkt zweckmäßig gewählt gewesen sei.

Buat tadelt, daß die am Angriff beteiligten Armeen nicht unter einheitlichem Befehl gestanden hätten, sondern daß mitten durch das Angriffsgelände die Trennungslinie zweier Heeresgruppen gezogen worden sei. Um die Engländer von den Franzosen zu trennen, habe Ludendorff Amiens, den wichtigsten Verbindungspunkt beider, zu erreichen gesucht. Amiens sei aber von dem Ausgangspunkt der Offensive, St. Quentin, reichlich weit gewesen. Eine kürzere Stoßrichtung gegen das Meer, über Lens und St. Pol gegen die Sommemündung, sei vorzuziehen gewesen. Das englische Heer wäre in zwei Teile auseinandergerissen worden. Den Teil nördlich der Sommemündung hätte man in einer Brückenkopfstellung einschließen können, ohne daß er eine andere Verbindung mit Frankreich als den Seeweg gehabt häite.

Nach dem Aprilangriff in Flandern habe sich dort ebenso wie bei Montdidier ein ausspringender Bogen gebildet, der dem Angriff ausgesetzt gewesen sei.

Der erlangte Vorteil bestand weniger in dem eroberten Gelände, als in einer Abnutzung der feindlichen Reserven. Der größte Teil der englischen Divisionen war in den Kampf verwickelt gewesen, einige mehrmals. Starke französische Kräfte hatten den Engländern zu Hilfe kommen müssen. Hätte Ludendorff nunmehr, meint Buat, die Drohung gegen die bisherigen Kampffronten fortgesetzt und neue Angriffe gegen andere Stellen gerichtet, um die letzten französischen Reserven dorthin zu ziehen, dann hätte ein letzter Vorstoß gegen einen schwachen Punkt der Front, wo ihn nichts mehr aufgehalten hätte, zu einem tiefen Einbruch führen können. Dazu sei er aber nicht mehr imstande gewesen, weil er seine Kräfte bei den bisherigen Angriffen verausgabt und die Entscheidung gesucht hätte, ehe sie reif war. So mußte er bis Ende Mai warten. Bis dahin mußte sich aber der Gegner mindestens ebenso gekräftigt haben wie er. Die Bedingungen des Kampfes wurden dieselben wie im März und mußten zu demselben Ergebnis führen, zu glänzenden taktischen Erfolgen und zu einer aussichtslosen strategischen Lage.

Die Richtung des Maiangriffs am Chemin des Dames findet Buat nicht günstig. Selbst wenn man bis zur Marne gelangte, sei man der Entscheidung nicht näher gerückt. Viel wirkungsvoller sei die Richtung auf Cassel gewesen. Der ganze linke Flügel der Alliierten, Belgier und Engländer, wäre gezwungen worden, auf Calais—St. Omer—La Bassée zurückzugehen. Nördlich Arras hätte sich ein gefährlicher Vorsprung in der Front gebildet. Noch günstiger sei ein Angriff über Amiens auf Abbeville gewesen. Das ganze belgische und englische Heer wäre in Gefahr gewesen, abgeschnitten zu werden, und hätte eiligst nach der Gegend südlich der Somme zurückgehen müssen, sofern dies noch möglich gewesen wäre. Beide Angriffe, auf Cassel wie über Amiens, hält Buat taktisch nicht für so schwierig, wie Ludendorff annehme. Die Alliierten hätten zwar bedeutende Kräfte dort gehabt, aber noch nicht die Zeit gefunden, die Verteidigung zu organisieren. Auch Mangin urteilt dahin, daß Ludendorff durch den Angriff am Chemin des Dames den Vorteil, den er gegen die Engländer errungen hatte, aufgab und ihnen die Zeit zur Wiederherstellung gewährte. Von den 60 englischen Divisionen seien 53 eingesetzt gewesen, davon 25 mehrmals. Die Engländer hatten 1000 Geschütze und ein ungeheures Material verloren. Sie mußten sich von Grund auf reorganisieren. Ludendorff hätte besser daran getan, den Monat, den er zur Vorbereitung des Aisne-Angriffs brauchte, dazu zu verwenden, seine Verbindungen in dem

eroberten Gelände herzustellen und dann den Angriff an derselben Stelle fortzusetzen, bevor sich die Engländer endgültig in den neuen Stellungen festsetzen und einrichten konnten.

Gegen diese Kritik ist mancherlei einzuwenden. Die Fortsetzung des Angriffs in Flandern oder gegen Amiens hatte auch General Ludendorff erwogen, aber für zu schwierig befunden, weil hier starke feindliche Kräfte standen. Diese sollten erst durch einen Angriff der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz am Chemin des Dames zum Teil dorthin gezogen werden, dann erst schien die Fortsetzung der Offensive in Flandern möglich. Vor Ende Mai konnte aus den mehrfach erörterten Gründen der Angriff am Chemin des Dames nicht begonnen werden.

Buat knüpft an seine Betrachtungen die Bemerkung, Ludendorff habe zu sehr den taktischen Erfolg in den Vordergrund gestellt, strategische Betrachtungen hätten für ihn nur eine Nebenbedeutung gehabt. Freilich habe es sich für ihn 1918 darum gehandelt, einen Gegner zu schlagen, dessen beide Flügel nicht umfaßt werden konnten. Er mußte also mit einem taktischen Siege beginnen, hätte aber dabei darauf Bedacht nehmen müssen, eine strategische Lage zu schaffen, die für den Verteidiger ernste Folgen hatte.

Im Gegensatz dazu vermutet Mangin bei dem Maiangriff, der bis zur Marne führte, weitgehende strategische Ziele. Vielleicht habe Ludendorff dabei die beiden Eckpfeiler, Reims und Villers-Cotterêts, nehmen, demnächst durch den Angriff auf Compiègne die eroberte Stellung mit dem Bogen von Montdidier verbinden wollen, um dann den Angriff entweder in Richtung auf St. Mihiel und Verdun oder marneabwärts auf Paris fortzusetzen.

Trotz aller Ausstellungen gibt Buat aber doch zu, daß es einen Augenblick gegeben habe, in dem der Durchbruch möglich gewesen wäre. Das sei Anfang Juni 1918 gewesen, in dem einzigen Augenblick, als zwei große deutsche Angriffe zeitlich eng genug miteinander verknüpft gewesen waren, um für den Gegner die Gefahr eines Verbrauches der Reserven herbeizuführen. „Wenn zu dieser Zeit die Deutschen einen dritten starken Angriff gegen eine andere Stelle unserer Front hätten unternehmen können, so kann niemand sagen, was geschehen wäre.“

Die Deutschen hatten am 9. Juni den Angriff bei Compiègne unternommen, um, wie Mangin meint, die beiden Bogen von Montdidier und Château-Thierry miteinander zu verbinden, aus der schwierigen Lage herauszukommen, in die sie durch ihre Erfolge gekommen waren, und um dadurch eine unmittelbare Bedrohung von Paris herbeizuführen.

Nachdem der Angriff auf Compiègne zu Ende war, habe sich Ludendorff in einer schwierigen Lage befunden. Die bisherige Offensive hatte kein großes strategisches Ergebnis gehabt, sie hatte vielmehr eine ungünstige Linienführung ergeben. In dieser Aufstellung, deren Flanken gefährdet waren, hätten wir nicht verbleiben können. Aber Ludendorff habe es abgelehnt, in die Verteidigung zurückzufallen, die viel schwieriger und verlustreicher als die Fortsetzung der Offensive gewesen sei.

Auch Buat meint, die strategische Lage habe sich verschlimmert. Die Alliierten hätten natürlich auf den Gedanken kommen müssen, aus den beiden deutschen Bogen bei Montdidier und Château-Thierry, in denen die deutsche Flut zum Stehen gekommen war, Nutzen zu ziehen.

Den Angriff vom 15. Juli beiderseits Reims beurteilt Buat dahin, daß er taktisch gut geführt wurde, indem der Vorsprung bei Reims von beiden Seiten umklammert wurde. Auch operativ wären die Aussichten glänzend gewesen. Wäre es den Deutschen gelungen, in den Besitz des Marneabschnittes von Château-Thierry über Epernay bis Châlons zu kommen, so hätten sie diesen Erfolg in der Richtung auf Suippes—Bar le Duc ausbeuten können, um die gesamte Verteidigungslinie der Argonnen und von Verdun aufzurollen und die französische Stellung bis in die Linie Château-Thierry—Châlons—St. Mihiel zurückzudrücken.

„Unbestreitbar würde der Fall von Verdun, die Einnahme von Châlons und Epernay eine schmerzliche Rückwirkung auf die Stimmung des französischen Volkes gehabt haben". Vielleicht seien die Pläne Ludendorffs noch weiter gegangen. Gelang es, bei Château-Thierry und Dormans südlich der Marne vorzudringen, so hätte man einerseits in westlicher Richtung den Abschnitt von Villers-Cotterêts aufrollen, oder — was tatsächlich erstrebt worden sei — durch Vorgehen nach Osten zu auch die französische Verteidigungslinie St. Mihiel—Châlons—Epernay unhaltbar machen können. Wenn man Ludendorff nicht solche Absichten unterlege, sei es nicht zu begreifen, weshalb er auf den Übergang über die Marne solchen Wert legte. Dieser Entschluß zeuge von einer Unterschätzung des Gegners. Die zum Übergang über die Marne verwendeten Truppen hätte man besser an der Front von Villers-Cotterêts brauchen können, sei es zum Flankenschutz, sei es zu einem Ablenkungsangriff.

Nachdem Anfang August unsere Front von der Marne hinter die Vesle zurückverlegt worden war, mußte der geplante Angriff in Flandern aufgegeben werden. Die Initiative ging auf den Gegner über, schrittweise wichen wir zurück. Unsere Lage wurde ernst.

Am 24. Juli versammelte Foch in seinem Hauptquartier die Ge-

nerale Douglas Haig, Pétain und Pershing und entwickelte ihnen seine Absichten. Er stellte den Umschlag in der Kriegführung fest, der sich durch die letzten Ereignisse vollzogen hatte. Die Ankunft der Amerikaner, die monatlich 250 000 Mann landen könnten, sichere den Alliierten die zahlenmäßige Überlegenheit. Somit sei eine ununterbrochene Offensive geboten. Es handle sich darum, die Eisenbahn Paris—Avricourt in der Gegend der Marne sowie bei Commercy mit Hilfe der Amerikaner durch Wegnahme des Bogens bei St. Mihiel von dem feindlichen Druck frei zu machen. Dasselbe gelte für die Bahn Paris—Amiens. Die Engländer hätten die Aufgabe, die nordfranzösische Industriegegend zu befreien und vorwärts Dünkirchen—Calais Luft zu machen. So sollte allmählich ein dauernder Druck auf die ganze feindliche Front ausgeübt werden. Dementsprechend drängten die Alliierten gegen die Vesle nach, griffen am 8. August mit überraschendem Erfolg in der Gegend von Amiens zwischen Albert und Moreuil, am 20. und 21. August südlich Arras sowie zwischen Oise und Aisne, am 26. August an der Straße Arras—Cambrai, am 12. September bei St. Mihiel und am 26. September beiderseits der Argonnen an. Die deutsche Oberste Heeresleitung hatte inzwischen mit der Einrichtung einer rückwärtigen Stellung, der „Hermannstellung", und der Auswahl einer weiteren Stellung, der „Antwerpen—Maas-Stellung", begonnen. Im Laufe des Oktober wurde der rechte Heeresflügel hinter die Schelde in die Hermannstellung, der linke hinter die Aisne in die Hunding-Brunhild-Stellung zurückgenommen.

Am 10. Oktober erließ Marschall Foch eine neue Anweisung für eine allgemeine Offensive durch drei konzentrische Angriffe in Flandern, in Richtung Mons—Avesnes und zwischen Aisne und Maas nach Norden. So sollten die Deutschen auf die Ardennen geworfen werden.

Am 20. Oktober erweiterte Foch seinen Plan in einem Schreiben an Pétain. Um den Widerstand des Feindes an der Maas zu brechen, sollte einerseits in der Richtung auf Longwy—Luxemburg, anderseits von der Mosel in der Richtung gegen die Saar angegriffen werden. Wenn die Bahn Valenciennes—Mézières unter den Kanonen der Alliierten liege, werde dem Gegner die hauptsächlichste Linie zu Truppenverschiebungen genommen. Der Feind, der westlich der Ardennen viel zu starke Kräfte habe, könne dies Verhältnis dann nur langsam ändern und komme durch einen Angriff in Lothringen in die schwierigste Lage.

Während Pétain die Vorbereitungen für den Angriff östlich und westlich an Metz vorbei traf, wurde die Offensive auf der ganzen Front weitergeführt. Mangin berechnet, daß Foch über 102 französische, 60 englische, 12 belgische und 29 amerikanische, im ganzen über 205 Divi-

sionen verfügt habe. Für den 14. November war der Angriff in Lothringen geplant. Nach Angabe Buats sollten östlich Metz 30 französische und amerikanische Divisionen, denen die gleiche Anzahl folgen konnte, zwischen Nomény und Marsal in der Richtung auf die Saar und den Rhein antreten. „Nichts konnte sie aufhalten." Vorher trat der Waffenstillstand ein.

Pierrefeu ist der Ansicht, daß Ludendorff Anfang August die Unmöglichkeit hätte einsehen müssen, sich vorwärts der Siegfriedstellung zu behaupten. Er hätte daher sofort in diese Linie zurückgehen und sich Reserven schaffen müssen. Dadurch sei die Möglichkeit gegeben gewesen, kampfkräftig den Rückzug fortzusetzen und Friedensverhandlungen einzuleiten. Durch die Rücksicht auf das riesige Material, das sich in vier Jahren hinter der Front im besetzten Gebiet angehäuft habe, sei er verleitet worden, zu lange standzuhalten und nur schrittweise zurückzugehen, bis schließlich die Truppe völlig verbraucht war.

Buat und Mangin stimmen darin überein, daß Anfang September nur ein großer Rückzug den Deutschen hätte helfen können. Man hätte dann versuchen müssen, das Heer wiederherzustellen und Verhandlungen anzuknüpfen. Ludendorff hat nach Buats Ansicht aber nur eine halbe Maßnahme getroffen und zunächst die Hermannstellung, später die Antwerpen—Maas-Stellung gewählt. Die einzig mögliche Lösung sei aber der sofortige Rückzug auf die kürzeste, verfügbare Linie gewesen, die mit einem Mindestmaß von Kräften am leichtesten zu verteidigen war und das Ausscheiden möglichst starker Reserven ermöglichte: auf die Linie von der südlichen Spitze des holländischen Limburg über Luxemburg—Metz bis zur bisherigen Lothringer Front.

Es ist dies die sogenannte „Grenzstellung", die bei uns im äußersten Fall in Aussicht genommen war. Sofort soweit zurückzugehen, wäre nicht richtig gewesen. Der Krieg hätte vor den Toren der Heimat gestanden. Inwieweit diese der Belastung standgehalten hätte, steht dahin. Unsere Industriegegend schwebte in der größten Gefahr.

Man wird aber zugeben müssen, daß wir im Jahre 1918 von vornherein mit der Möglichkeit eines Rückzuges rechnen und uns frühzeitig darauf vorbereiten mußten. Dieses Kriegsjahr mußte aller Voraussicht nach die Entscheidung bringen. Mißlang unsere Offensive, dann war der Abmarsch in rückwärtige Stellungen unvermeidlich. Der Ausbau der Hermannstellung wurde reichlich spät in Angriff genommen, noch später begannen die Arbeiten an der Antwerpen—Maas-Stellung.

Der Versuch, möglichst lange vorne zu halten, führte zur Erschöpfung der Truppen, Reserven auszusparen war unmöglich. Schließlich mußten

wir gezwungen in unfertige Stellungen zurückgehen. Gewiß war es mißlich, wenn das ganze Heer Anfang 1918 auf die Offensive eingestellt wurde, gleichzeitig offensichtliche und umfangreiche Vorbereitungen für einen Rückschlag zu treffen. Vor allem fehlte es an den erforderlichen Arbeitskräften für den Bau großer Stellungen. Alle verfügbaren Arbeitstruppen waren für die Vorbereitung der Offensive nötig. Ungünstig war es ferner, daß sich hinter unseren Fronten ein ungeheures Material im Laufe des langen Stellungskrieges angehäuft hatte, das trotz allen Drängens der Obersten Heeresleitung nicht rechtzeitig zurückgeschafft werden konnte. Unsere Eisenbahnverbindungen waren für einen schnellen Abschub ungünstig. Mit jedem weiteren Schritt, den wir zurückgingen, verschlechterte sich die Eisenbahnlage. Auch in dieser Beziehung mußte frühzeitig vorgesorgt werden. Schließlich haben wir durch den uns im Waffenstillstandsvertrag auferlegten Rückzug doch unser Material größtenteils liegen lassen müssen.

Über die Art, wie der Waffenstillstand zustande gekommen ist, hat André Tardieu („Illustration" vom 6. 11. 1920) näheres mitgeteilt. Nachdem Wilson den „Assoziierten" die Frage des Waffenstillstandes vorgelegt hatte, übergab Clemenceau sie Foch. Am 25. Oktober trat dieser mit Pétain, Haig und Pershing zu einer Beratung zusammen. Alle erklärten sich für einen Waffenstillstand. Haig war für gemäßigte Bedingungen. Die verbündeten siegreichen Armeen seien am Ende ihrer Kräfte, die Truppenteile müßten sich erst wieder erholen. Deutschland sei militärisch noch nicht gebrochen. „Während der letzten Wochen sind die deutschen Armeen tapfer kämpfend in der besten Ordnung zurückgegangen." Wolle man daher einen Waffenstillstand schließen — und es sei wünschenswert, daß dies geschehe —, so müsse man Bedingungen vorschlagen, die Deutschland annehmen könne. Er schlug als solche vor: Räumung des besetzten Gebietes von Frankreich und Belgien sowie Elsaß-Lothringens, Rückerstattung des bei Beginn des Krieges den Franzosen und Belgiern abgenommenen rollenden Materials. Fordere man mehr, so laufe man Gefahr, das deutsche Nationalgefühl aufs äußerste zu erregen und den Krieg zu verlängern, der ohnedies schon teuer genug zu stehen gekommen sei, alles nur für ein zweifelhaftes Ergebnis. Denn die Räumung des genannten Gebietes genüge, um den Sieg zu bestätigen.

Pershing, der danach gefragt wurde, war vorsichtig und wollte erst die Meinung Pétains hören.

Pétain war entschieden für schärfere Bedingungen. Der Waffenstillstand müsse es dem Feind unmöglich machen, den Kampf wieder zu beginnen, und müsse die Alliierten in die Lage versetzen, die Friedensbedin-

gungen zu diktieren. Dazu sei es nötig, daß das deutsche Heer nach der Heimat ohne ein Geschütz und nur mit Handfeuerwaffen zurückkehre. Das einfachste Mittel hierzu sei die Bestimmung so kurzer Räumungsfristen, daß das Heeresgerät unmöglich mitgenommen werden könne. Ferner müsse das linke Rheinufer besetzt und eine neutrale Zone von 50 km auf dem rechten Ufer festgesetzt werden. Pétain meinte allerdings, daß diese Bedingungen von den Deutschen nicht angenommen werden würden. Pershing erklärte sich nunmehr mit Pétains Vorschlag einverstanden.

Daraufhin unterbreitete Foch am 26. Oktober seine Bedingungen Clemenceau. Er hatte sich Pétains schärferen Forderungen angeschlossen. Die deutsche Armee dürfe nicht kampffähig an der Grenze stehen bleiben. Der Oberste Rat trat nunmehr in die Beratung ein. Einigen ging der Vorschlag noch nicht weit genug. Marschall Foch erklärte jedoch, daß das Ziel erreicht sei. Unterschrieben die Deutschen, so liege keine Veranlassung vor, den Krieg weiterzuführen. Auf die Frage, ob durch härtere Bedingungen der Krieg verlängert würde und wie lange er dann dauern könne, meinte er, das könne niemand vorher sagen: er könne drei, vielleicht aber auch vier bis fünf Monate dauern. Am 31. wurden im wesentlichen auf dieser Grundlage die Bedingungen festgesetzt und nur, entgegen der Ansicht Fochs, auf Wunsch der Admirale noch die Abgabe des größten Teils der deutschen Flotte hinzugefügt. Diesmal äußerte Lloyd George Bedenken, ob durch diese Forderung nicht der Krieg verlängert würde.

Tardieu fügt hinzu, daß nachträglich behauptet worden sei, man habe sehr viel mehr fordern können, die Deutschen hätten unterschrieben. Das habe aber niemand vorher wissen können. Andere hätten behauptet, wenn der Kampf wieder aufgenommen worden wäre, hätte er nur acht Tage gedauert. Wenige Tage vor dem Waffenstillstand habe aber ein französischer Armeeführer zu einem Staatsmann geäußert: „Wir richten uns noch auf einen weiteren Winter ein.“ Auch Pierrefeu bestätigt, daß man im Großen Hauptquartier Pétains allgemein angenommen habe, die Deutschen würden so harte Bedingungen nicht annehmen. Man habe sich aber über die Stärke des deutschen Ehrgefühls getäuscht.

Mit den Friedensbedingungen soll Foch später aber nicht einverstanden gewesen sein. „Ni frontières, ni hypothèques!“ äußerte er (Jules Sauerwein im „Matin“ vom 8. 11. 1920). Für die Sicherheit Frankreichs sei zwar nicht die politische, aber die militärische Rheingrenze nötig gewesen. Daher habe er bis zur völligen Erfüllung des Vertrages die Besetzung des linken Rheinufers gefordert. Hiergegen macht Tardieu im „Petit Journal“ geltend, daß Lloyd George während der Friedensverhandlungen gegen die Besetzung des linken Rheinufers gewesen sei und

im Verein mit Wilson statt dessen Clemenceau die englisch-amerikanische Unterstützung im Fall eines deutschen Angriffs angeboten habe. Clemenceau habe sich hartnäckig geweigert darauf einzugehen und nach langen Verhandlungen das Zugeständnis der Besetzung des linken Rheinufers auf die Dauer von 15 Jahren erlangt. Sehr erbaut war Clemenceau von den Verhandlungen mit Lloyd George und Wilson überhaupt nicht. Wie Repington („The First World") erzählt, meinte er, der eine bilde sich ein, er wäre Napoleon, der andere glaube, er sei Jesus Christus selbst.

Einen für uns Deutsche sehr wesentlichen Beitrag zu den geschilderten Vorgängen hat der Vertreter Amerikas im Obersten Rat, General Bliß, geliefert („Army and Navy Journal"). Danach war General Bliß der Ansicht, daß für Europa ein möglichst schneller Friede nötig sei. Man müsse daher einen Waffenstillstand schließen, der in 24 Stunden durchzuführen sei, und innerhalb eines Monats Frieden schließen. Die einzig richtige Form des Waffenstillstandes sei die völlige Entwaffnung aller deutschen Land- und Seestreitkräfte gewesen, der die allgemeine Demobilmachung sofort zu folgen hätte. Mit der Entwaffnung wäre die sofortige Räumung des besetzten Gebietes verknüpft gewesen, aber durch unbewaffnete Truppen.

Als der Waffenstillstand in Frage kam, sei das deutsche Heer zwar geschlagen, aber noch nicht zerbrochen, vielmehr noch in beträchtlicher Stärke gefechtsfähig gewesen. Die tatsächlichen Waffenstillstandsbedingungen hätten ihm erlaubt, über den Rhein zurückzugehen und eine Stellung einzunehmen, von der aus es die weiteren Verhandlungen beeinflussen konnte. Die Abgabe eines Teils der Artillerie und der Maschinengewehre hätte dies nicht verhindert. Niemand konnte wissen, ob nicht Deutschland aus den Beständen der Heimat das beim Waffenstillstand abgegebene Gerät sofort ersetzen konnte.

Tatsächlich sei es allerdings anders gekommen: „Nur die Revolution in Deutschland, die damals noch nicht ausgebrochen war, hat dies verhindert."

Zweifellos geht aus allen diesen Darstellungen hervor, daß unsere Gegner vor Ausbruch der deutschen Revolution übereinstimmend der Ansicht waren, wir seien imstande, den Krieg fortzusetzen, und daß Franzosen wie Engländer glaubten, wir würden die Bedingungen des Waffenstillstandes nicht annehmen. Die Revolution, deren planmäßige Vorbereitung das Heer schon seit langem unterwühlt hatte, fiel ihm im schwierigsten Augenblick in den Rücken, sie machte es wehrlos und zwang uns zur Annahme jeder Bedingung. Nun erst lag Deutschland völlig am Boden.

Die Ursachen der Revolution zu untersuchen, liegt außerhalb des

Rahmens dieser Schrift. Nur inwieweit der Feind durch seine Propaganda dazu beigetragen hat, und was darüber inzwischen bekannt geworden ist, kann hier erörtert werden.

Der Leiter dieser gefährlichen Kriegswaffe war Alfred Harmsworth, heute Viscount Northcliffe genannt, über dessen Tätigkeit im Weltkriege wir durch die Veröffentlichungen seines Gehilfen Stuart (Secrets of Crewe House, London 1920) neuerdings genau unterrichtet sind. Ein höchst beachtenswerter Aufsatz „Northcliffe" in der Zweimonatsschrift „Wissen und Wehr" (Berlin 1920, E. S. Mittler & Sohn, 6. Heft) gibt das Wichtigste aus diesem interessanten Buch wieder. Danach verfügte Northcliffe bei Beginn des Krieges über drei Viertel der ganzen englischen Presse, die sogenannte Northcliffepresse, die die öffentliche Meinung des gesamten englischen Weltreiches beeinflußte. Zu der Presse vieler fremder Länder, Amerikas, Italiens, Rußlands und Hollands, hatte er enge Beziehungen. Diesen riesigen Apparat, der sich über die ganze Welt erstreckte, stellte er im Krieg in den Dienst Englands, um den Siegeswillen des Gegners zu brechen. Mit großem Geschick, aber mit noch größerer Rücksichtslosigkeit, mit Lüge und Heuchelei, wurde dieses Ziel erstrebt und schließlich auch erreicht. Feste Richtlinien wurden ausgegeben, nach denen planmäßig gearbeitet wurde. Durch beharrliche Wiederholung gelang es, die Lügen von der ausschließlichen deutschen Kriegsschuld, von dem Streben Kaiser Wilhelms nach der Weltherrschaft, von den Kriegsgreueln deutscher Soldaten in der ganzen Welt als Tatsachen zu verbreiten. Man kann sogar sagen, daß Northcliffe die englische Politik beherrschte.

Zuerst richtete sich diese Waffe gegen Österreich-Ungarn, dessen Auseinanderfallen durch geschickte Ausnutzung der nationalen Gegensätze gefördert wurde.

In größtem Umfang setzte sodann die Propaganda gegen Deutschland im Frühjahr 1918 ein, um den deutschen Kriegswillen zu schwächen, die Widerstandskraft des Volkes zu brechen und Deutschland mürbe zu machen. Unter Ausnutzung der bekannten Schlagworte, wie Imperialismus, Militarismus, Völkerbund, Abrüstung und ewiger Friede, für die wir uns reichlich empfänglich erwiesen haben, wurde dem deutschen Volke vorgespiegelt, daß es sich nicht um seine Vernichtung oder Unterdrückung, sondern um seine Befreiung von den herrschenden militärischen Kreisen, die dem Frieden entgegenständen, handelte. Künstlich wurde ein Gegensatz zwischen Volk und Regierung geschaffen. Sei dem deutschen Volke erst die innerpolitische Umwälzung gelungen, dann könne es in den Völkerbund freier Nationen eintreten und sich wirtschaftlich wieder aufrichten. Nach der allgemeinen Abrüstung und der Vernichtung des Militarismus stände

uns ein neues Zeitalter des Weltfriedens bevor, in dem es keine Eroberungskriege mehr gebe. Man muß zugestehen, daß dieser Schwindel auf die deutsche Denkweise geschickt berechnet war, und daß das deutsche Volk darauf hineingefallen ist. Noch heute sind manchen Unbelehrbaren die Augen darüber nicht aufgegangen.

Millionen von Flugblättern wurden an der deutschen Front abgeworfen, zahlreiche Agenten bereisten Deutschland. Die neutrale Presse, der Buchhandel, der Film, kurz alle erdenklichen Mittel wurden zu Hilfe genommen. Die Wirkung war, daß wir unser Heer zertrümmerten, unser Schwert mit eigener Hand zerbrachen, das Offizierkorps ächteten, an Wilsons 14 Punkte glaubten und durch die Revolution den Umsturz und die Anarchie in Deutschland verbreiteten in einem Augenblick, in dem alles darauf ankam, eine feste, entschlossene Haltung gegenüber unseren Gegnern anzunehmen. „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt", verkündete Herr Scheidemann am 9. November 1918.

Schluß.

Wir sind inzwischen durch den Frieden von Versailles und seine rücksichtslose Durchführung über den Vernichtungswillen unserer Gegner eines besseren belehrt worden. Aber wir haben immer noch nicht verlernt, uns unnötig selbst zu bezichtigen. Wir sehen noch immer den Balken nicht im feindlichen, sondern im eigenen Auge. Überall finden wir im Kriege auf unserer Seite schwere Fehler, suchen nach Schuldigen, entdecken Mißgriffe und Versäumnisse. Daß Fehler und Schuldige beim Feinde mindestens ebenso reichlich vorhanden sind, verkennen wir. Zahlreiche Klagen der Gegner sind neuerdings bekannt geworden. Hier deckt aber der Sieg alle Schuld zu, bei uns läßt die Niederlage alles in grellster Beleuchtung erscheinen. Eine kurze Zusammenstellung der Vorwürfe, die man im Laufe des Krieges auf seiten unserer Gegner gegen das Offizierkorps, die höheren Führer, den Generalstab, die Heeresverwaltung und die Etappe gerichtet hat, wird dies erweisen. Vielfach betreffen sie genau dieselben Punkte wie bei uns. Insbesondere das Buch von Pierrefeu ergibt eine ganze Blütenlese. p. 66

Auch in Frankreich sprach man von einer „Militärkaste", zu der in erster Linie der breveté, der im glücklichen Besitze des Zeugnisses der Eignung zum Generalstab war, gehörte. Er ist nicht imstande, etwas anderes zu treiben, als was zu seiner unmittelbaren dienstlichen Beschäftigung gehört. Alles andere mißachtet er. Er zählt sich zu den Intellektuellen der Armee und nimmt einen überlegenen Ton gegenüber den übrigen

Offizieren an. Die Doktrin steht ihm höher als die Erfahrung, er klebt an Grundsätzen und Schlagworten wie Ökonomie der Kräfte, Siegeswille usw., und ist neuen Gedanken wenig zugänglich. „Er hat nichts gelernt und nichts vergessen. So ging er in den Krieg, so kehrte er zurück."

Ähnlich drückt sich Fuller (a. a. O.) über den englischen Generalstab aus. Der Generalstab habe vor dem Kriege zwar gearbeitet, aber nicht wissenschaftlich gedacht. Die Generalstabsoffiziere seien Sklaven der Vergangenheit, nicht Meister der Zukunft. Ihr Gesichtskreis sei vielfach eng, sie wiederholten Grundsätze längst vergangener Zeiten.

Wie bei uns, warf man in Frankreich dem Generalstab vor, „er führe Krieg auf dem Papier und kenne die Schwierigkeiten nicht, mit denen die Front zu kämpfen habe". Er beschäftige sich mit einer ungeheuren Schreibarbeit. Im Großen Hauptquartier seien Mitte 1917 monatlich 60 000 Schriftstücke ein- und 70 000 ausgegangen. Die Höhe der Zahl drücke die Bedeutung der Behörde aus.

Über das Leben und Treiben der Offiziere im Großen Hauptquartier in Chantilly gingen alle möglichen Gerüchte um, die schließlich zu einer Verlegung des Hauptquartiers Anlaß gaben. Die Gerüchte waren übrigens unbegründet.

Über die Zahl und den Verbrauch der deutschen Reserven hat man sich bei der französischen Heeresleitung mehrfach großen Täuschungen hingegeben. Während der Kämpfe bei Verdun im Jahre 1916 stellte der im Stabe Joffres befindliche General Pellé die Behauptung auf, daß in einigen Wochen die Deutschen ihren Ersatz verbraucht und ihre Kräfte erschöpft haben würden. Als Rumänien in den Krieg eintrat, gab die mit der Bewertung der Nachrichten über den Feind beauftragte 2. Abteilung der französischen Obersten Heeresleitung ihr Gutachten dahin ab, daß die Deutschen infolge der Erweiterung der Front nicht über eine einzige Division in Reserve verfügten. Als es hieß, Deutschland versammle Truppen gegen Rumänien, antwortete dieselbe 2. Abteilung: „Womit wollen sie denn angreifen? Sie haben noch eine halbe Division in Reserve." Bald darauf lag Rumänien am Boden. „Mein Gott, wo nehmen sie nur die Divisionen her?" hieß es nun auf einmal.

Die amtlichen Berichte der französischen Obersten Heeresleitung wurden vielfach angegriffen. Man sage nicht die Wahrheit und verdrehe die Ereignisse zugunsten der Franzosen. Wie man in schwierigen Lagen sich um die Wahrheit herumwand, schildert an vielen Beispielen sehr anschaulich Pierrefeu, der im Großen Hauptquartier mit Abfassung der täglichen Heeresberichte beauftragt war. Als bei unserer Maioffensive der Chemin des Dames verloren ging und die Deutschen die Aisne überschritten,

wagte man dies im Bericht nicht einzugestehen. In anderen Fällen griff man geradezu zur Entstellung der Wahrheit. Unser Rückzug in die Siegfriedstellung im März 1917 warf, wie erwähnt, die feindlichen Angriffsvorbereitungen um und gelang ohne jede Störung durch den Feind. Man war in Frankreich sehr bekümmert darüber, daß man sich hatte derartig überraschen lassen. Pierrefeu erhielt den Auftrag, im Heeresbericht die Sache so darzustellen, als ob die Deutschen auf Grund des fortgesetzt von den Alliierten ausgeübten Druckes gezwungen zurückgingen und mit aller Kraft verfolgt würden. Man sei ihnen auf den Fersen und werfe ihre Nachhuten zurück. In den Erinnerungen Gallienis („Mémoires du général Galliéni". Paris 1920) wird berichtet, daß die französische Heeresleitung die Mißerfolge bei Beginn des Krieges zu verheimlichen suchte und den Rückzug nach den großen Augustschlächten 1914 in den Heeresberichten verschleierte. Um die Bevölkerung nicht zu erschrecken, fuhr man auf dem einmal betretenen Wege fort. Die Heeresberichte der letzten Augusttage ließen den fortgesetzten Rückzug der Franzosen und den schnellen Vormarsch der Deutschen auf Paris nicht erkennen. Die dann plötzlich bekannt werdenden schlimmen Nachrichten trafen das Volk gänzlich unvorbereitet und erregten eine völlige Panik.

Den höheren Führern sagte man vielfach nach, daß sie Unternehmungen ausführen ließen, um durch einen Erfolg sich ihre Beförderung zu sichern. Der Kampf um Orden und Ehrenzeichen sei erbittert gewesen. Meist seien sie auf die Offiziere der Stäbe gehäuft worden.

Im Etappenbereich ging es oft hoch her. In Beauvais z. B. befanden sich nach der Schilderung Pierrefeus außer Etappenformationen mehrere Ausbildungsschulen für Kraftfahrer, Reserveoffiziere und dergl. „Das Ganze bildete eine achtbare Gesellschaft von lustigen Brüdern mit gut gefüllter Geldtasche, wohlversehen mit rechtmäßigen oder nicht rechtmäßigen Frauen. In der Erwartung, daß ihr Kommando bald beendet sei und sie zur Front zurückkehren müßten, amüsierten sie sich nach Kräften und gaben viel Geld aus."

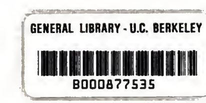
Vielfach wird über den Mangel an Geheimhaltung der Absichten geklagt. Nicht nur Zeitungsberichterstatter und Parlamentarier, sondern auch die Armee selbst habe jeden Angriff vorher ausgeplaudert. Jeder, der etwas erfahren habe, habe dem ersten besten, der ihm unterwegs in der Eisenbahn begegnete, eiligst alles mitgeteilt. Auch in Briefen nach der Heimat seien die Offiziere äußerst unvorsichtig gewesen. Die Engländer waren im allgemeinen vorsichtiger. Repington (a. a. O.) spricht aber auch von gewissen Damen der Gesellschaft, die große Kenntnis von den Kriegsereignissen besaßen.

Alle diese Angaben sind meist wörtlich französischen Schilderungen entnommen. Man erinnert sich dabei der Anklagen, die gegen unser Heer nach dem Kriege in Schriften, wie z. B. von Gothein („Warum verloren wir den Krieg?") in übertreibender und gehässiger Form erhoben wurden.

Man hat unserer Heeresverwaltung die schärfsten Vorwürfe gemacht, daß die Munitionsversorgung des Heeres vor dem Kriege ungenügend vorbereitet gewesen sei. Bald nach Beginn des Stellungskrieges entstand bei uns ein empfindlicher Munitionsmangel. Daß der Generalstab nicht die Schuld trug, kann aus Ludendorffs „Urkunden der Obersten Heeresleitung" (Berlin 1920, Verlag Mittler & Sohn. S. 2 ff.) ersehen werden. Wie es auf französischer Seite in dieser Hinsicht stand, mag an einem Beispiel, das sich in einem Buche des Generals Dubois („Deux ans de commandement sur le front français") findet, erläutert werden. Bereits Ende September 1914 entstanden beim IX. Armeekorps, das sich an der Aisne befand, die größten Schwierigkeiten. Die Artillerie hatte keine Granaten, nur noch Schrapnells. Auf jede Offensive mußte verzichtet werden. „Die Munitionslage ist kritisch, sie kann sogar tragisch werden", stand in einer Verfügung der Obersten Heeresleitung. Das Artilleriefeuer mußte aufs äußerste eingeschränkt werden. Man hielt diese Lage vor der Infanterie solange als möglich geheim. Diese vermochte sich nicht zu erklären, warum ihre Bitten um Vergeltungsfeuer nicht erfüllt wurden.

Wenn wir die Stimmen unserer Gegner, die wir haben zu Worte kommen lassen, beachten, werden wir im Urteil über unsere eigenen Leistungen im Weltkriege gerechter werden. Fehler sind auf beiden Seiten gemacht. Kein Feldherr, auch Hannibal, Friedrich der Große und Napoleon nicht, hat sie vermieden. Schäden sind in einem Millionenheer unvermeidlich. Die Kritik unserer Gegner wirft auf viele Ereignisse des Weltkrieges ein neues Licht. Sie läßt manche Umstände erkennen, die für uns zum Verlust des Krieges mitgewirkt haben. Aber man wird sich anderseits der Überzeugung nicht entziehen können, daß der Krieg von uns zu gewinnen war. General Lavigne-Delville sagt („France militaire" vom 3./4. 12. 1920): „Wir sind Sieger gewesen, aber wir sind es nicht immer gewesen. Dreimal waren wir 1914 und 1918 nahe daran, besiegt zu werden." In der erwähnten Guildhall-Rede wies Marschall French am 14. Mai 1920 darauf hin, daß die Ansicht irrig sei, der Sieg habe England unbedingt zufallen müssen. „Manchmal hat der Ausgang am seidenen Faden gehangen, mehrfach ist die Rettung nach im letzten Augenblick gekommen."

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68, Kochstr. 68—71


GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY
B000877535



